Die Christliche Welt

HERAUSGEBER: PROFESSOR D. MARTIN RADE

45. Jahrgang 14. November 1931 Nummer 22

Inhalt

Totenfest und Adventfest . . . . . Martin Rade
Erlösung . . . . . Otto Piper
Naturwissenschaft und Theologie. Erste Hälfte . . . . . Gustav Mie
Mußte das sein? . . . . . Hans Weichelt
Nochmals: „Irrwege der Inneren Mission" . . August Schowalter
Die heilige Elisabeth im Licht moderner Seelenforschung . . . . . Rudolf Günther
Die heilige Elisabeth in der deutschen Dichtung Aler Emmerich
Therese Köstlin, eine deutsche Lyrikerin . . . . . Friedrich Ege
Zwei Versammlungen und zwei Lieder . . . . . Marie Schenck
Katholik sein heißt: sich der Disziplin unterwerfen . . . . . Ein römisch-katholischer Priester
Der St. Elisabeth-Dom . . . . . Hanns Herrmann
Die Not in China . . . . .

Bücher und Schriften – Wöchentliche Chronik
Verschiedenes – Anzeigen

LEOPOLD KLOTZ VERLAG/GOTHA

Postverlagsort Stuttgart

Die Bücherei der „Christlichen Welt“ im Preise stark herabgesetzt!

Otto Baumgarten: Die Gefährdung der Wahrhaftigkeit durch die Kirche 1.50

Karl Bornhausen: Wir heißen's fromm sein. Ein Beitrag zur Religion der Goethezeit ... 1.–

Karl Bornhausen: Vom christlichen Sinn des deutschen Idealismus ..... vergriffen

Karl Bornhausen: Faustisches Christentum –.50

Karl Budde: Jesaja's Erleben. Eine gemeinverständliche Auslegung der Denkschrift des Propheten (Kap. 6, 1–9, 6) 2.50

Ernst Cahn: Christentum und Wirtschaftsethik –.50

Theodor Devaranne: Der gegenwärtige Geisteskampf um Ostasien 1.50

Bernhard Dörries: Der ferne und der nahe Gott. Eine Auseinandersetzung mit der Theologie Karl Barths 2.–

Erich Foerster: Kirche und Schule in der Weimarer Verfassung 1.–

Emil Fuchs: Predigten eines religiösen Sozialisten ..... 2.–, geb. 3.–

Carl Haeberlin: Geschlechtsnot und Seelsorge 1.50

Adolf von Harnack: Die Entstehung der christlichen Theologie und des kirchlichen Dogmas. Sechs Vorlesungen 1.50

Heinrich Hermelink: Katholizismus und Protestantismus in der Gegenwart. Dritte Auflage ..... vergriffen

Wilhelm Herrmann: Dogmatik 2.–

Heinrich Hoffmann: Religiöser Individualismus und religiöse Gemeinschaft im Christentum 1.–

Karl König: Das Schicksal. Eine Auseinandersetzung mit den Grundtatsachen menschlicher Existenz 1.50

Marx / Kant / Kirche. Verhandlungen des Bundes für Gegenwartchristentum 1924 / Vorträge von Heinz Marr, Hinrich Knittermeyer, Paul Luther und Aussprache 1.50

Emil Ott: Liturgische Feiern. Sechzehn erprobte Entwürfe 2.–

Otto Perl: Krüppeltum und Gesellschaft im Wandel der Zeit 1.–

Martin Rade: Glaubenslehre.
I. Band: 1. Buch: Von Gott 2.–
2. Buch: Von Christus 2.–
Beide Bücher in einen Ganzl.-Band gebunden 5.50
II. Band: 3. Buch: Vom Geist 4.–, Ganzl. geb. 5.50

Vierzig Jahre Christliche Welt. Rade-Festgabe. Zusammengestellt von Hermann Mulert. 3.–, in Ganzl. geb. 4.–

Otto Ritschl: Theologische Briefe an Martin Rade 1.50

Paul Schütz: Religion und Politik in der Kirche von England ..... –.50

Heinrich Spiero: Die dreifache Krise der deutschen Evangelischen Kirche ..... –.80

Ernst Troeltsch: Die Sozialphilosophie des Christentums ..... –.80

Georg Wünsch: Gotteserfahrung und sittliche Tat bei Luther ..... –.80

LK

LEOPOLD KLOTZ VERLAG / GOTHA

Die Christliche Welt

HERAUSGEBER: PROFESSOR D. MARTIN RADE

Nr. 22 — Gotha, 14. November 1931 — 45. Jahrgang

Inhalt: Totenfest und Adventfest [Sp. 1037] — Erlösung [Sp. 1038] — Naturwissenschaft und Theologie. Erste Hälfte [Sp. 1044] — Mußte das sein? Ein weiteres Wort zur Not der Schule [Sp. 1052] — Nochmals: Irrwege der Inneren Mission [Sp. 1058] — Die heilige Elisabeth im Licht moderner Seelenforschung (Busse-Wilson) [Sp. 1064] — Die heilige Elisabeth in der deutschen Dichtung (Weismantel, Weinrich u. A.) [Sp. 1074] — Therese Köstlin, eine deutsche Lyrikerin [Sp. 1077] — Bücher und Schriften: Calvini Opera selecta (Barth-Niesel); Handbuch der Kirchengeschichte (Hermelink-Maurer); Religionsgeschichte Europas (Clemen); Ich dien (Diehl); Eckart-Ratgeber [Sp. 1079] — Zwei Versammlungen und zwei Lieder [Sp. 1081] — Katholik sein heißt: sich der Disziplin unterwerfen [Sp. 1083] — Der St. Elisabeth-Dom [Sp. 1084] — Wöchentliche Chronik [Sp. 1086] — Die Not in China [Sp. 1088] — Verschiedenes [Sp. 1088] — Anzeigen

Totenfest und Adventfest

Wir, die wir leben und überbleiben auf die Zukunft des Herrn, werden denen nicht vorkommen, die da schlafen.
1. Thess. 4, 15

Totenfest! Wir sagten immer Totenfest, niemals Totensonntag. Und konnte es festlicher zugehn um die Kirche her, wo die Toten ruhen, als an diesem Sonntag? Viel bunte Kränze, dem Herbst zu Trotz, prangten auf den Gräbern. Menschen belebten den sonst stillen Ort. Und in der Kirche wurden die Namen derer verlesen, die im Laufe des Kirchenjahrs davongegangen waren. So etwas gab es sonst nicht. Und daß sie verlesen wurden, das war eben das Zeichen dafür, daß sie nicht von uns gegangen waren, daß sie noch zu uns gehörten und mit uns lebten.

So schloß das Kunstwerk des Kirchenjahrs nach unserem evangelischen Verständnis. Das letzte Wort gehörte den Toten und dem Tode.

Und nun ein großer Hiatus. Eine große Gedankenkluft. Dann Advent. Neues Leben, neue Hoffnung, neue Freude. Weihnachten in Sicht. Damit beginnt wieder eine neue Folge der Evangeliumsverkündigung.

Aber im Grunde war ja diese Spannung, dieser Sprung gar nicht da. Denn mit Advent wurde unser Gesicht ja wieder dem Ende aller Dinge zugewendet. Advent heißt auf Biblisch Zukunft. Zukunft des Herrn. Man braucht nur das Lied „Wie soll ich dich empfangen?“ zu Ende zu singen:

Er kommt zum Weltgerichte,
Zum Fluch dem, der ihm flucht,
Mit Gnad und süßem Lichte
Dem, der ihn liebt und sucht. —
Ach komm, ach komm, du Sonne
Und führ uns allzumal
Zum ewgen Licht und Wonne
In deinen Freudensaal.

Von Weihnachten ist da gar nicht die Rede. Nicht von Bethlehem und den Hirten auf dem Felde. Nicht von Zeit, sondern von Ewigkeit. Weihnachten wird gleichsam übersprungen. Und nicht, wie wir ein jedes diesmal selber das liebe Fest feiern werden, ist die Sorge, sondern daß wir allzumal ans ewige Ziel kommen.

„Allzumal“ — und damit werden Adventsfest und Totenfest eins. Und wenn es dir vielleicht wehtut, daß ein liebes Menschenkind, das sonst dabei war, diesmal nicht mehr zu Weihnachten mit dir sein wird — oder gar schon lange nicht mehr: es hat nichts voraus und du hast nichts voraus; ihr seid doch miteinander auf dem Wege zum gleichen seligen Ziel: wir, die wir die Zukunft des Herrn *erleben*, werden denen nicht vorkommen, die entschlafen sind — und umgekehrt. Es ist *eine* Gemeinde der „Lebendigen“ und der „Toten“: „Wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn“ — allzumal.

So schließt sich wundervoll Ende und Anfang des Kirchenjahrs zusammen. Und die Verkündigung mag nun aufs neue ihren Weg gehen und den seltsamen Ring ausfüllen. Es wird aber dabei bleiben, daß die Kirche nicht andauernd auf die Zukunft des Herrn starren darf wie hypnotisiert. Denn das Schlafen kommt erst mit dem Tode. Was immer Gott noch in der Ewigkeit mit uns vorhat, so „warten wir sein mit Geduld“. Und freuen uns, daß unser Herr Christus schon jetzt mit uns auf dem Wege ist. Mit uns und mit unsern Toten. Und ist alles Ein Reich der Gnade und der Herrlichkeit. R

Erlösung

Vortrag, am 30. September bei den Freunden der Christlichen Welt in Basel gehalten

Unter Erlösung verstehen wir eine durch überirdische Gewalten bewirkte Befreiung von dem, was den Daseinssinn eines Menschen oder eines anderen Wesens in entscheidender Weise beeinträchtigt, und wovon man sich weder unmittelbar (aus eigener Kraft) noch mittelbar (durch magischen Zwang auf die bedrohenden Gewalten oder durch ein Abkommen mit ihnen) zu befreien vermag. Während die evangelische Frömmigkeit von Luther bis auf Paul Gerhardt hin in erster Linie durch die Erfahrung der Erlösung bestimmt war, wird später die Erlösung eine nur gewußte und für wahr gehaltene Tatsache, oder ihre Erfahrung ist wenigstens, wie im Pietismus, auf „das innere Leben“, d. h. die Heilsgewißheit und die Glaubensfreudigkeit beschränkt. Heute aber kommt von neuem ein Typus evangelischer Erlösungsfrömmigkeit hoch.

Die Erlösungsbedürftigkeit

Im Glauben erfährt der Mensch seine eigene Lage als Erlösungsbedürftigkeit. Wir können zwar nicht aus unseren Mangel- und Unlustgefühlen auf das Eintreten einer Erlösung *schließen*, wohl aber müssen wir bei der Beschreibung der Erlösungserfahrung ausgehen von der Erlösungsbedürftigkeit, denn Erlösung ist Aufhebung der im Glauben erfahrenen Mängel. Das Ziel, zu dem hin wir erlöst werden, ist nach dem Neuen Testament die Gotteskindschaft oder das neue Leben. Die Erlösungsbedürftigkeit ist dementsprechend ein Zustand, in dem der Mensch diese seine Bestimmung noch nicht erreicht hat und wo er außerdem an ihrer Erreichung gehindert wird, ohne die Möglichkeit wirksamer Abwehr zu haben. Der Mensch wäre nicht erlösungsfähig, wenn er substantiell schlecht wäre, sein Zustand muß vielmehr als Pervertierung seiner eigentlichen Gutheit angesehen werden. Dabei ist es ohne entscheidende Bedeutung, ob wir einen geschichtlichen oder präexistentiellen Fall des Menschen zur Erklärung annehmen, oder ob wir uns mit der Glaubenserfahrung begnü-

gen, daß das Sein des Menschen tatsächlich erlösungsbedürftig ist, daß der Mensch aber zu einem erlösten Sein von Gott bestimmt ist.

Die Gotteskindschaft wird vom Neuen Testament charakterisiert durch das ewige Leben des Individuums, die Gemeinschaft mit anderen Menschen, den Reichtum des neuen Lebens, die gehorsame Liebe zu Gott und die Stetigkeit und Unveränderlichkeit dieses Zustandes. Entsprechend können wir die Erlösungsbedürftigkeit bestimmen als das Fehlen all dieser Momente. Wir erfahren unsere Erlösungsbedürftigkeit als Vergänglichkeit, Vereinzelung, Mangel, Unbeständigkeit und Sünde.

1. Weil das irdische Leben vergänglich ist, ist es erlösungsbedürftig. Denn mit dem Tode ist alles aus, man kann nichts nachholen und nichts ungeschehen machen. Unsere Vernunft kann aber andererseits nur ein Leben gelten lassen, dessen Sinn über die eigene Existenz hinausragt. Fortdauer des Ich in den Nachkommen oder im Volke, Fortbestand unserer Taten im Nachruhm und Fortbestand unserer Werke können jedoch nicht trösten: auch sie fallen schließlich der Vergänglichkeit anheim. Die Vergänglichkeit ist ein Verhängnis, durch das unsere Lebendigkeit an einer sinnhaften Entfaltung gehindert wird.

2. Aber die Erlösungsbedürftigkeit kann sich nicht auf die Vergänglichkeit unseres Lebens beschränken: was hülfe uns ein ewiges Leben, wenn die Fremdheit bestehen bliebe, die uns alle hindert, miteinander wie mit der Welt in unmittelbare Beziehung zu treten! Die modernen Ganzheitslehren übersehen ebenso wie die platonische Erosmystik, daß eine wahrhaft menschliche Beziehung zu Anderen nur möglich ist, wenn das Ich Ich ist, und das heißt eben gerade, wenn es seine Eigenart den Anderen gegenüber wahrt. Es ist kein Zufall, daß Klages gegen den Geist kämpft, es ist kein Zufall, daß man in der bündischen und völkischen Bewegung in so erschreckender Weise das Persönliche zugunsten des Typischen vernachlässigt: denn nur so kann man die hier gewollte Verschmelzung Aller erreichen. Aber das ist eben ein Verfahren, das im Widerspruch zum Vernunftcharakter des Menschen steht. Das heißt, es ist widersinnig. Andererseits kann der Mensch aber auch seine Fremdheit auf die Dauer nicht ertragen. Wird er ihrer bewußt, ohne zugleich von ihr erlöst zu werden, und hat er nicht mehr den Willen zur Selbsttäuschung wie die modernen Ganzheitslehrer, so muß er verzweifeln.

3. Hinzu kommt, daß kein Mensch und kein Wesen in der Welt über all das verfügt, was es zu seiner Vollkommenheit benötigt. Das Gesetz der Not herrscht über die ganze Welt. Wir können wohl hier und da bessern, aber indem wir auf der einen Seite den Mangel beheben, vermehren wir ihn auf der anderen. Diese Not macht sich uns als Menschen besonders fühlbar in der Enge der individuellen Existenz, die uns an Raum und Zeit bindet, und die damit den Einzelnen in Gegensatz zu den Anderen bringt. Leben ist nie anders als im Gegensatz möglich, und der Gegensatz ist weit davon entfernt, als solcher schon fruchtbar zu sein. Unser eigentlich menschliches Gut, die Vernunft, leidet schließlich durch die Gebundenheit an die Sprache. Da, wo wir schauend in die Wirklichkeit einzudringen uns bemühen, stellt sich beim Versuche des Begreifens unsere Begriffswelt als trennende Wand zwischen Ich und Welt. Das verleitet uns aber immer wieder, die Begriffe als die eigentliche Wirklichkeit zu nehmen: es macht uns zu Sklaven unserer Ideale und Weltanschauungen. Wenn das Erkennen nun wenigstens in das Wesen der Wirklichkeit eindringen könnte! Aber die Menschen und Dinge sind eben gerade nicht das, als was sie uns entgegentreten. Selbst wenn wir die Fehlerquellen ganz ausschalten könnten, die in unseren Sinnen und in unserer Subjektivität begründet liegen, so bliebe noch die Macht des Scheines, die die Gegenstände selbst beherrscht. Die Gestalt der Dinge und Wesen, die wir wahrnehmen können, ist unvollkommen, ihre bestimmungsmäßige Vollkommenheit aber ist verborgen. Alle Erkenntnis, die sich an dem Sosein der Welt orientiert — und welche andere bliebe uns vernünftigerweise sonst übrig? — enthält also grundlegende Irrtümer über Wesen und Sinn der Wirklichkeit.

4. Erlösungsbedürftig macht uns ferner die Unbeständigkeit der Welt und unseres Lebens. Nicht das Werden und Wechseln an sich ist schlecht, wie Platon meinte, wohl aber der Umstand, daß im Wechsel kein Sinnzusammenhang zu finden ist. Glück und Unglück, Vernunft und Widersinn folgen beziehungslos aufeinander. Hegels geniale Geschichtsdeutung beruht auf einer willkürlichen Auswahl des Materials. Der Mensch hat aber keinerlei Macht gegenüber den Zufälligkeiten des Geschehens. Wohl ordnet unsere Vernunft einzelne Seinsbereiche: aber ein jeder dieser Bereiche steht ohne Zusammenhang in der übrigen Wirklichkeit; unser Ordnen ist nur ein neuer Faktor zur Vermehrung des chaotischen Gesamtzustandes geworden. Wohl täuschen sich viele Menschen über diese Unbeständigkeit des Geschehens hinweg. In ihrem rastlosen Arbeiten oder in ihrem Genießen verbergen sie sich die Bedenklichkeit ihrer eigenen Lage. Aber sobald es einem gelingt, sie von dieser Ablenkung freizumachen, müssen sie die Unruhe auf dem Grunde ihrer Seele und die Weltangst zugeben.

5. Von all diesen Momenten der Erlösungsbedürftigkeit wissen auch andere Religionen; das Christentum sieht den tiefsten Grund der Erlösungsbedürftigkeit des Menschen in der Sünde. Vielfach meint man, daß die Sünde der alleinige Grund oder auch der Urgrund unserer Erlösungsbedürftigkeit sei. Dem ist nicht so. Wir wären auch ohne Sünde erlösungsbedürftig als Teile der Welt. Wohl aber ist die Sünde der Grund, daß wir auch in unserem eigentlichen Menschsein, nicht nur als Naturwesen, erlösungsbedürftig sind. Die Sünde ist ihrem Wesen nach Urzweifel. Angesichts der Tatsache, daß in der Welt Vergänglichkeit, Fremdheit, Mangel und Unbeständigkeit herrschen, kann sich der Mensch nämlich nicht entschließen, den tatsächlichen Zustand der Welt, und damit auch seines eigenen Lebens, als nichtseinsollend anzuerkennen. Er ist zwar nicht mit ihm zufrieden, aber er meint doch, daß sich aus dieser Unvollkommenheit der Welt heraus das Vollkommene entwickeln könne. Er bleibt also in dem Zwiespalte zwischen dem Streben nach der Vollkommenheit und der Bejahung der empirischen Unvollkommenheit. Sein Handeln entspricht natürlich dieser Zwiespältigkeit. Bald läßt er sich aus idealisierenden Tendenzen zur Weltflucht und zur Lästerung der Welt hinreißen, bald umgekehrt bejaht er die Uebel der Welt als notwendige Elemente der Wirklichkeit: Die Vergänglichkeit wird ihm zum Vorwande der Lebensvernichtung, die Fremdheit muß Gleichgültigkeit und Haß rechtfertigen, die Not verführt ihn zum bedenkenlosen Eindringen in die fremde Rechtssphäre, die Unbeständigkeit bewirkt Ehrfurchtslosigkeit gegen das Bestehende und Ignorierung der objektiven Werte.

Freilich sträubt sich der Mensch innerlich gegen das Eingeständnis, daß er um des Urzweifels willen erlösungsbedürftig sein sollte. Denn der Urzweifel ist ja doch eine Betätigung seiner Vernunft, ja scheinbar die vornehmste: er ist ja Deutung des Lebenssinnes, bei der der Mensch zwischen der Empirie und dem Ideale den Ausgleich schafft. Gerade hier scheint sich sein freies Schöpfertum zu zeigen. Man ist wohl bereit, absichtliches Unrechttun als Sünde anzuerkennen; aber die reformatorische Auffassung der Sünde scheint widersinnig. Was behält der Mensch denn noch für einen Wert, wenn man sein edelstes Organ, die Vernunft, für schlecht erklärt? — An diesem Einwande ist etwas Richtiges. Wenn die Vernunft ihrer Substanz nach schlecht wäre, dann hätte der Mensch auch keine Möglichkeit, bewußt mit Gott in Verkehr zu treten, ja auch nur zu wissen, ob Gott ist. Die moderne Verächtlichmachung der „Hure Vernunft" widerspricht sich selbst. Nur deshalb können wir von Gott Offenbarung entgegennehmen, weil unsere Vernunft ein brauchbares Organ zum Vernehmen

der Offenbarung ist. Aber wir müssen nun auch das Andere betonen: wie alles in der Welt ist auch die Vernunft, trotz ihres wesenhaften Gutseins, verderbt. Verderbt aber ist sie sowohl ihrem Inhalte nach — denn sie kann zu ihrem Gegenstande immer nur die verderbte Ordnung einer verderbten Welt haben — wie auch ihrer Funktion nach: der Mensch benutzt sie, um das Bestehende als gut zu rechtfertigen, um die Unvollkommenheit des Schlechten zu entschuldigen. Das ist aber ein Verhalten, das im Widerspruche zu der eigentlichen Aufgabe der Vernunft steht, nämlich die Wahrheit anzuerkennen. Für dieses verkehrte Verhältnis ist das Ich selbst verantwortlich, denn Leben ist nichts Anderes als die existentielle Erklärung des Einverständnisses mit dieser Welt, so wie sie ist. Die Sünde hat so einen doppelten Charakter. Sie ist auf der einen Seite ein Verhängnis, das über den Menschen lastet: er kann sich der bestehenden Unordnung der Welt nicht entziehen. Sie ist aber auch zugleich als sein innerstes Verhalten seine Schuld. Beide Momente begründen in gleicher Weise Erlösungsbedürftigkeit. Das Sündenverhängnis wirkt sich als zerstörende Kraft im Leben des Menschen aus; die Schuld nimmt ihm jede Möglichkeit eines sinnhaften Lebensaufbaus, weil die Last der Vergangenheit in keiner Weise von ihm beseitigt werden kann, ja weil jeder Versuch, diese Last zu beseitigen, selbst nur neue Schuld schafft.

Wir können keinen zwingenden Grund angeben, warum der Mensch und die Welt, die doch von Gott geschaffen sind, gleichwohl der Erlösung bedürfen. Ob wir die Erzählung vom Falle Adams zu Hilfe nehmen, ob wir einen präexistenten Fall kosmischer Gewalten voraussetzen, immer können solche Mythen nur den Wert der Veranschaulichung, nie den einer Erklärung haben. Aber wir können die Tatsache unserer Erlösungsbedürftigkeit selbst nicht bestreiten. Fest steht auch, daß das uns geläufige Weltbild, wie es Aufklärung und Positivismus entworfen haben, zu einfach ist, um die Tatsache der Erlösungsbedürftigkeit verständlich zu machen. Wir müssen auf der einen Seite die durchgehende Gesetzmäßigkeit im Sein und Geschehen innerhalb dieser Welt anerkennen als das Zeichen ihrer Erschaffung durch Gott. Wir müssen aber andererseits zwischen der Funktion des Gesetzes und den tatsächlichen Gesetzen unterscheiden. Die tatsächlichen Gesetze sind so, daß sie notwendigerweise die Uebel in der Welt hervorrufen. Die Alten sahen zwar z. B. die Gesetze des Gestirnumlaufs als göttlich an. Heute wissen wir aber, daß diese Gesetze zum Untergang unseres Planetensystems führen. Und so haben alle Gesetze dieser Welt eine chaotische Tendenz. Was Paulus am jüdischen Gesetze klar gemacht hat, gilt von allen Gesetzen: sie wirken letzten Endes Verderben. Diesen Zwiespalt zwischen Ordnungsfunktion und tatsächlichem Ergebnis des Gesetzes müssen wir als Pervertierung des wahren Gesetzes ansehen. Wir können deshalb die Gesetze dieser Welt nicht als etwas Letztes, als eigentlichen Sinngrund ansehen. Paulus drückt das mythisch so aus, daß er von einem Verfallensein der Welt an heilswidrige kosmische Gewalten spricht.

Die Erlösung

Im Glauben erfahren wir die Erlösungsbedürftigkeit nun nicht nur als Mangel, sondern wir sind uns der Erlösungsbedürftigkeit als aufgehobener bewußt. Das heißt aber: wir haben die Gewißheit, daß die Chaosordnungen für uns nicht mehr gelten. Nicht als ob die bestehende Ordnung durch die Willkür ersetzt worden wäre. Sondern an die Stelle von Ordnungen mit chaotischen Tendenzen sind solche getreten, die der Herstellung unserer bestimmungsmäßigen Vollkommenheit dienen. Diese ist das oberste Ziel alles Geschehens. Die bestehenden Ordnungen heben sich deshalb in eine höhere Ordnung auf, indem sie sich selbst erfüllen. Es ist z. B. offenbar eine innere Gesetzmäßigkeit dieser Welt, daß aus dem Anorganischen Organisches, aus diesem Psychisches entstehen muß. Jeder der drei so entstandenen Bereiche hat seine eigene Gesetzmäßigkeit; aber die mechanische Gesetzmäßigkeit hebt sich eben selbst auf, indem sie den Organismus schafft; und ebenso haben dessen Gesetze keine Gültigkeit mehr für das psychische Leben, ohne daß doch bei diesem Entwicklungsprozesse ein Bereich ohne Gesetz bliebe. Nicht das Bestehende (die Kausalität) also bestimmt das Höhere, sondern das letzte Ziel ist es, von dem das Bestehende ebenso wie die Entwicklung bestimmt werden.

Das Weltgeschehen kann man nun als einen Kampf gegen die verkehrten Tendenzen in der Welt auffassen, denn es gibt kein Entstehen des Vollkommeneren, bei dem nicht das Bestehende vernichtet würde. Aber man würde den Schöpfungszusammenhang von Gott und Welt auseinanderreißen, wenn man die Erlösung nur als Vernichtung ansehen würde. Die Bibel spricht auch vom Heimholen des Verlorenen, vom Bauen Gottes u. dergl., denn wir sehen auch das Andere, daß Gott zwar das Einzelne vernichtet, daß er aber die Welt als Ganzes bestehen läßt und ihrer Vollkommenheit entgegenführt.

Der letzte Sinn des Geschehens ist also die Erlösung der Welt. Das wird uns anschaulich im Leben, Sterben und Auferstehung des Jesus von Nazareth. Er erfüllt das Gesetz wahrhaft, d. h. so wie es von der Vollendung her gemeint war, und er hebt es eben damit in seiner geschichtlichen Existenz auf. Er lebt menschliches Leben in seiner Eigentlichkeit, und er beseitigt damit das Gesetz der Vergänglichkeit. Er hat nicht nur geschichtliche Nachwirkungen, seine Existenz ändert zugleich auch grundlegend die Gesetzmäßigkeit des menschlichen Lebens. In ihm wird so zugleich das eigentliche Menschsein sichtbar und der Wille Gottes, der die Welt ihrer Vollendung entgegenführt.

Seit Jesus von Nazareth können die Menschen um den wahren Sinn ihres Lebens und der Welt wissen und aus diesem Wissen heraus leben: das ist der Glaube. Der Glaube aber ist nicht weniger als die Erlösung selbst, er ist das gegenwärtige Heilsgut. Unter Glauben verstehen wir dabei nicht die einzelnen frommen Gedanken, Handlungen und Gefühle, sondern in erster Linie diejenige Grundeinstellung unseres Wesens, durch die wir bejahend zu Gottes Erlösungswirken stehen; die psychischen Akte aber rechnen nur so weit zum Glauben, als in ihnen diese Gesamteinstellung zum Ausdruck kommt. Daß wir nun aber den Glauben haben, d. h. aber die Möglichkeit, den chaotischen Charakter der Welt zu durchschauen und uns für die wahre Ordnung zu entscheiden, darin sehen wir einen Beweis von Gottes Lenkung. Man hat ja keine Wahl, ob man sich den Glauben schaffen will; entweder man hat den Glauben oder man hat ihn nicht. Und die zentrale Bedeutung, die der Glaube für unser Leben hat, liegt deshalb nicht in seiner Intensität oder Innigkeit, sondern darin, daß er von Gott gegeben ist. Gewiß, in ihm kommt auch unsere Spontaneität zum Ausdruck, aber es ist nicht unser Verdienst und Werk, daß sie gerade in dieser Weise zum Ausdruck kommt. Daß wir aber im Glauben die Erlösung haben, ist keine Einbildung und keine willkürliche Behauptung. Wir können es im Glauben erfahren. Freilich sind es Erfahrungen, die dem Nichtglaubenden nicht zugänglich sind, so wie dem Blinden die Welt der Farben verschlossen bleibt. Die Wandlung, die mit uns vorgenommen ist, zeigt sich freilich zunächst nicht in unserem Aussehen und Verhalten, sondern in den neuen Lebensmöglichkeiten, die uns zu Gebote stehen. In dem Maße, wie wir davon Gebrauch machen, ändert sich aber auch unser Verhalten und Aussehen. Wollte man dagegen die Erlöstheit primär vom Aussehen her beurteilen, so würde man gerade ein Moment des empirischen Seins, das als solches ja noch dem Schein unterliegt, zum Kennzeichen wählen.

1. Im Glauben sind wir vollkommen. Vollkommenheit ist nicht zunächst Uebereinstimmung mit unseren Idealen, denn es kann etwa das vollkommene Kunstwerk, ja selbst die vollkommene Tugend Anreiz zum Verbrechen werden; sondern wahre Vollkommenheit ist darin begründet, daß ein Leben der auf die Vollendung der Welt hinzielenden

Teleologie eingegliedert ist. Und das ist das Mysterium des Glaubens: obwohl er Ausdruck unserer menschlichen Spontaneität ist, ist er doch zugleich durch Gottes Gnade die Richtung des Wesenswillens auf die Vollendung der Gottesherrschaft. Wir haben im Glauben die Möglichkeit zu beten: „Dein Wille geschehe", mag dieser Wille gleich gegen unser eigenes Glück gerichtet sein. Aus diesem Einverständnis des Glaubens heraus wächst dann auch die Bereitschaft zu rechter Tugend. Aber wir dienen Gottes Zwecken auch da, wo unsere Kraft nicht ausreicht; und sie reicht nie wahrhaft aus, das Rechte in die Tat umzusetzen.

2. Im Glauben ist uns die Vollmacht gegeben, die Bedrohungen unseres Lebenssinns abzuwehren. Wir haben den Schein durchschaut, wir haben begriffen, daß man da, wo man sich am Bestehenden orientiert, nur Chaos schafft. Wir tragen aber vor uns Christus als die antizipierte Vollendung, und das gibt uns die Möglichkeit, Sorge und Weltangst zu überwinden. Wir erfahren ferner an uns selbst die schöpferische Kraft des Glaubens: wir vermögen z. B. trotz der unaufhebbaren Gegensätzlichkeiten in Frieden mit anderen Menschen zu leben, wir haben die Möglichkeit, durch Reue und Vergebung das alte Gesetz aufzuheben, nach dem das Böse fortzeugend Böses gebären muß.

3. Im Glauben leben wir in der Wahrheit. Daß wir mit Christus dem Logos, d. h. dem Prinzip der Wahrheit, eines geworden sind, erkennen wir an der Möglichkeit, den Schein der Welt zu durchdringen. Glauben ist ja nicht willkürliche Spekulation, sondern im Gegenteil gegenüber den vereinfachenden Sinndeutungen des Unglaubens eine Schau der Welt, bei der die Widersprüche als Widersprüche gelten gelassen werden und bei der doch hinter allen Widersprüchen die schöpferische Einheit des göttlichen Erlösungswirkens gesehen wird. Weil wir mit dem Sinngrunde selbst verbunden sind, deshalb kann uns kein Dogma und kein Bibelbuchstabe mehr äußerlich binden. Bei aller Treue gegen die Tradition — und ohne solche Treue ist der Glaube kein christlicher Glaube — haben wir doch Möglichkeit und Pflicht, vom Gesagten zum Gemeinten vorzudringen. Nicht wir emanzipieren uns; aber die Wahrheit selbst macht uns frei von bloß äußerlichen Bindungen.

4. Im Glauben haben wir auch wahres, d. h. ewiges Leben. Was wir im Glauben tun, das wird nicht wieder aufgehoben im Laufe der Geschichte; es ist ein unvergänglicher Baustein für Gottes Reich. Wir dürfen die tröstliche Erfahrung machen, daß gar nicht nur unsere großen Taten, daß vielmehr oft irgend ein Handeln, das wir selbst nicht beachteten, sich später als entscheidend für den Glauben eines anderen Menschen herausstellt. Im Unterschiede zu der auf Vernichtung bedachten Feindschaft eines Lebens in Gegensätzlichkeiten sind wir, namentlich im Fürbittgebet, in der Lage, für einander da zu sein und mit dem Gegner trotz aller Fremdheit eins zu werden und so das Leben zu mehren.

5. Wer von diesen neuen Lebensmöglichkeiten Gebrauch macht, der weiß damit zugleich, daß er von der Macht der Sünde freigekommen ist. Die Schuld des Urzweifels ist beseitigt, denn wir bejahen ja Gottes Erlösungswirken. Daran, daß wir zu Gott beten können, wird uns deutlich, daß er uns erwählt hat trotz unserer Schuld. Gott hat uns vergeben. Wir dürfen seine Helfer sein beim Bau seines Reiches. Damit ist zugleich das Verhängnis der Sünde beseitigt. Sie hat nicht mehr die Kraft, uns fortgehend weiter zu vernichten. Wir sind zwar nicht sündlos und wir werden es auch in diesem Leben nicht werden. Aber wir sind nicht mehr dazu verdammt, durch unser Tun nur das Chaos in der Welt stetig zu vermehren. Was wir im Glauben tun, ist wahrhaft ordnend und aufbauend.

Gewiß, nicht alles, was wir als Erlösungsbedürftigkeit empfinden, ist schon dadurch von uns genommen, daß uns der Glaube geschenkt wird. Wir können uns des Einflusses, den die Chaosordnungen auf uns ausüben, nicht entziehen. Aber sie beherrschen uns nicht mehr, sie sind nicht in der Lage, den Sinn unseres Lebens zunichte zu machen. Denn unserer Erlösung werden wir gewiß im Hinblick auf Jesus Christus, der sich in unserem Gläubigsein als der Lebendige bewährt, und der uns damit zugleich die Gewißheit verleiht, daß Gottes Heilswille nicht eine einmalige Laune ist, sondern eine die Geschichte durchdauernde Kraft. So dürfen wir damit rechnen, daß auch das, was uns zu unserer Vollendung noch fehlt, uns noch geschenkt werden wird. Ja, wir dürfen noch einen Schritt weitergehen: da ja unsere Erlösungsbedürftigkeit die Pervertierung der Weltordnungen zur Voraussetzung hat, dürfen wir annehmen, daß zur Vollendung unserer Erlösung die Erlösung der Welt gehört.

Die hier vorgetragene Auffassung von der Erlösung entspricht der Frömmigkeit des Neuen Testamentes. Sie vermeidet den Widerspruch der Lehre von der bloß forensischen Gerechtigkeit ebenso wie die Bedenklichkeiten einer psychologistischen Auffassung, die in der Erfahrung der Süßigkeit oder Kräftigkeit des Glaubens die Erlösung zu haben vermeint. Allein von der neutestamentlichen Auffassung her, die uns durch die Glaubenserfahrung bestätigt wird, werden menschliche Spontaneität und göttliches Heilswirken zu einer wirklichen Einheit. Wo man dagegen das göttliche Heilswirken auf der einen Seite sieht, auf der anderen Seite den Glauben, der sich die Wirkungen dieses Heilswerkes aneignet, wird das Heil zu Unrecht als unser Werk verstanden. Das ist jedoch das tiefste Geheimnis, das Paulus mit den Bildern vom Christus in uns und unserer Vereinigung mit Christus ausdrückt: daß der Glaube selbst die Lebensmöglichkeit ist, auf die wir uns in jedem einzelnen Glaubensakte ausrichten.

Münster i. W. Otto Piper

Naturwissenschaft und Theologie

Von einem Physiker *)

Der menschliche Geist ist ein Organismus, der in dem ewigen Weltgeist wurzelt. Das Organ, das ihn mit dem Ewigen verbindet, die Wurzel, durch welche er die Nahrung für alle anderen Organe und für alle seine Lebensäußerungen saugt, kann man „Religion" nennen, wenn man dieses Wort in einem sehr weiten Sinn gebraucht. Schärfer gefaßt wird der Sinn des Wortes „Religion", wenn man es auf die uns bewußt gewordene Verbindung mit dem Ewigen einschränkt. Dann bedeutet „Religion" die Erkenntnis unseres Zusammenhanges mit dem Ewigen und die bewußte Verbindung alles Tuns und Denkens mit ihm. Dieses Bewußtwerden unseres Wurzelns im Ewigen gibt dem Menschen erst Frieden und Sicherheit in aller Unruhe des Daseins und erhält sein Leben gesund. Aber viele Menschen kommen nicht dazu, auch wenn ihr Denken und Handeln aus demselben Urgrund hervorgeht, wie bei dem bewußt religiösen Menschen. Man kann vielleicht von einer unbewußten, dunklen, geahnten Religion dieser Menschen sprechen. Diese unvollkommene, nicht zur Klarheit mit sich gediehene Religion ist die Vorstufe der echten Religion. Die Erkenntnis unseres Zusammenhanges und unserer Abhängigkeit von dem Ewigen ist natürlich keine wissenschaftliche Erkenntnis, sie ist vielmehr ein unmittelbares Erlebnis, dem jeder Mensch zugänglich ist, gleichgültig, auf welcher Stufe geistiger Bildung er steht. Nun kann aber kein Mensch als Einzelwesen existieren, er ist nur möglich als Mitglied einer Kulturgemeinschaft, die ihn mit unzähligen anderen Menschen zusammenschließt. Diese Kulturgemeinschaft ist trotz aller Unterschiede der einzelnen Individuen von einem gemeinsamen Geist beseelt, der in allen Zeitgenossen lebt, in der Masse der einfachen Handarbeiter so gut wie in den einzelnen genialen Köpfen. Der Geist der Gesamtheit ist ebenso wie der Geist

*) Kurz vor dem Druck dieses Aufsatzes ist der Verfasser auf das Werk: Arkur Titius „Natur und Gott" aufmerksam gemacht worden. Er möchte deswegen ausdrücklich bemerken, daß er als theologischer Laie dieses Werk noch nicht kennt. Er glaubt seine mangelnde Belesenheit in der theologischen (und auch philosophischen) Literatur ohne weiteres eingestehen zu dürfen, da er mit seinen Ausführungen nicht direkt in theologische Diskussionen einzugreifen die Absicht hat, sondern zunächst nur einen Weg aus dem Spezialistenwesen unserer Zeit heraus zeigen möchte.

eines Einzelmenschen in einer fortwährenden Veränderung und Entwicklung begriffen, und es ist für uns oft äußerst schwierig, den Geist entfernter vergangener Zeiten oder auch den Geist entfernter Völker zu verstehen. Nur ein Tor kann wähnen, daß er über den Bedingungen seiner Zeit stehe. Die geistige Gemeinschaft setzt nun wieder eine gemeinsame Beziehung zum Ewigen, eine gemeinsame Religiosität, voraus, und wehe der Kulturgemeinschaft, wenn in ihr die gemeinsame Religiosität nicht zur bewußten Klarheit, zu der Erkenntnis der Abhängigkeit alles Menschlichen vom Ewigen heranreift! Kommt sie nicht zu dieser Erkenntnis oder verliert sie das Bewußtsein ihres Zusammenhanges mit dem Ewigen, so ist sie krank und zum Sterben verurteilt. Die religiöse Erkenntnis der ganzen geistigen Gemeinschaft muß nun aber notwendigerweise zu einer wissenschaftlichen Form gelangen. Denn es muß die Möglichkeit gegeben sein, daß man sich von Mensch zu Mensch über diese Erkenntnis äußert, und daß die höhere Klarheit, welche Einzelne gewinnen, auch den Anderen, denen es schwerer wird aus dem Dunkel zu kommen, mitgeteilt wird. Es muß also eine Ausdrucksweise gefunden werden, in welcher man über die eigentlich unaussprechlichen tiefsten geistigen Erlebnisse doch so sprechen kann, daß der unter den Bedingungen desselben Zeitgeistes lebende Andere heraushören kann, was gemeint ist. Das ist eine Aufgabe, die nur ein Gelehrter lösen kann, und zwar besteht die besondere Art seiner Wissenschaft darin, daß er über den gesamten geistigen Zustand seiner Zeit einen klaren Ueberblick hat, und daß er versteht, die diesem Zustand angemessenen Formulierungen für die unmittelbar erlebten religiösen Erkenntnisse zu finden.

Der Gelehrte, von dem ich hier spreche, ist natürlich der Theologe. Es war eigentlich das Normale, wie es in früheren Zeiten war, daß die Menschen, welche den Beruf in sich fühlten, Führer im geistigen Leben der Zeit zu werden, sich vor allem der Theologie widmeten. In den letzten hundert oder hundertundfünfzig Jahren ist die Situation anders geworden. Unsere westeuropäische Welt hat die Bedeutung der Theologie für ihr geistiges Leben allmählich immer mehr vergessen. Man sah es geradezu als einen besonders zu preisenden Fortschritt an, daß die geistige Kultur, wozu auch die Sittlichkeit und die Kunst jeder Gattung zu rechnen ist, sich von der Kirche ablösten und ein selbständiges Leben zu gewinnen suchten. Heute sieht man mit erschreckender Deutlichkeit, was sich daraus ergeben hat: Jeder Einsichtige kennt die Verworrenheit und Unsicherheit der sittlichen Begriffe und die Zerfahrenheit der Kunst in der heutigen Zeit zur Genüge.

Man kann dem entgegenhalten: die wunderbare Entwicklung, die die Wissenschaften genommen haben. In der Tat: Soviel wir sehen können, sind die Wissenschaften von den Krankheitssymptomen des geistigen Lebens noch nicht mit ergriffen. Im Gegenteil: sie erfreuen sich einer guten Gesundheit und eines ganz besonders blühenden Gedeihens. Vielleicht liegt das daran, daß die Wissenschaften an sich robuster sind als die zarteren Blüten des geistigen Lebens, die Sittlichkeit und die Kunst, und daß sie deswegen länger den Verfall des religiösen Urgrundes, des geistigen Lebens überdauern können. Ich möchte aber glauben, daß auch sie schließlich dem Verderben geweiht sein werden, wie alles geistige Leben, wenn sich die Menschheit nicht wieder auf das besinnt, was vor allem not tut.

Speziell die Naturwissenschaft scheint auf den ersten Blick nichts mit religiösen Erkenntnissen zu tun zu haben. Man wundert sich nicht im mindesten, daß sie, ganz unbekümmert um die Nöte der Theologie, weiterblüht. Im Gegenteil: man würde sich wundern, wenn es anders wäre. Von dem großen englischen Physiker Michael Faraday, von dem wir wissen, daß er ein intensives religiöses Leben hatte, wird in einer Biographie gesagt: „Wenn er sein Laboratorium betrat, schloß er die Tür seiner Betkammer hinter sich zu." In dem ersten Teil dieser Abhandlung will ich diese negative Seite des Themas behandeln; ich will versuchen, klar zu legen, inwiefern die Naturwissenschaft mit Theologie nicht zusammenhängt. Wenn man die metaphysischen Voraussetzungen der Wissenschaft zunächst einmal außer Augen läßt — ohne welche sie allerdings, wie schon hier bemerkt sei, nicht existieren kann —, so läßt sich zeigen, daß die Naturwissenschaft ganz aus sich ein geschlossenes, lückenloses Bild der ganzen Welt aufbaut, welches mit religiösen Erkenntnissen nichts zu tun zu haben scheint. Dieses naturwissenschaftliche Weltbild ist von kurzsichtigen Theologen hie und da aus Mißverständnis als religionsfeindlich angesehen worden, und nicht nur von Theologen, sondern auch von manchen Gegnern der Kirche, besonders im sozialdemokratischen Lager. So meint ja zum Beispiel der Bolschewismus, seine „Gottlosigkeit" aus der Naturwissenschaft begründen zu können. In Wirklichkeit ist das naturwissenschaftliche Weltbild an sich indifferent, für den Naturforscher, der ein klar bewußtes religiöses Leben hat, ist es, wie wir am Schluß des ersten Teiles sehen werden, ein wunderbarer reicher Quell religiösen Empfindens, wie eben dem frommen Menschen überhaupt alles, was er erlebt, zum religiösen Erlebnis werden muß.

In dem zweiten Teil, den ich den positiven nennen möchte, will ich von den im ersten bei Seite gelassenen metaphysischen Voraussetzungen der Wissenschaft sprechen. Da werden wir dann allerdings deutlich sehen, daß die Naturwissenschaft, entgegen dem oberflächlichen Schein, doch auch, wie jedes Gebiet geistigen Lebens, auf die Dauer ohne religiöse Grundlage nicht lebensfähig bleiben kann.

1

Mit dem Wort „Naturwissenschaft" faßt man zwei sehr verschiedenartige Gruppen von Wissenschaften zusammen. Die Wissenschaften der einen Gruppe interessieren sich für das, was in der Welt tatsächlich geschieht und tatsächlich vorhanden ist. In ihnen treten immer wieder die Fragen nach dem „Wo" und dem „Wann" auf. Die Wissenschaften der anderen Gruppe dagegen wollen nur den kausalen Zusammenhang der Dinge ergründen. Für sie bleibt das „Wo" und das „Wann" ganz außer Betracht, im Gegenteil: sie interessieren sich nur für solche Ereignisse, die zu beliebigen Zeiten und an beliebigen Orten immer wieder reproduziert werden können, denn es kommt ihnen alles nur auf die Erkenntnis an, daß auf gewisse Ursachen mit Notwendigkeit immer wieder dieselben Wirkungen folgen. Ja noch weiter: um die Ursachen ganz sicher zu erkennen und zu beherrschen, ist es das Beste, sie künstlich zu erzeugen. Man kann sagen: Während die Wissenschaften der ersten Gruppe die natürlichen Ereignisse beobachten, beschäftigen sich die der anderen mit künstlich hervorgerufenen Ereignissen. Man nennt diese künstlich hervorgerufenen, immer wieder reproduzierbaren Ereignisse: „Experimente". Die Wissenschaften der ersten Gruppe können wir als die „pragmatischen Naturwissenschaften" bezeichnen, die der anderen als die „experimentellen Naturwissenschaften". Astronomie, Meteorologie, Geologie sind typische Vertreter der pragmatischen Wissenschaften, Physik und Chemie sind Experimentalwissenschaften. Die biologischen Wissenschaften nehmen eine eigentümliche Mittelstellung ein, sie beschäftigen sich mit Naturobjekten, die nur natürlich gewachsen vorkommen, deren natürliches Dasein und deren Geschichte erforscht werden soll, aber sie betrachten diese Objekte zugleich nicht nur historisch, sondern sie experimentieren auch mit ihnen.

Beide Gruppen der Naturwissenschaften haben das gemeinsam, daß sie letzten Endes alles Geschehen in der Welt nach Ursache und Wirkung erkennen wollen. So ist schließlich doch das Experiment für alle die Grundlage, und die pragmatischen Wissenschaften bestehen gewissermaßen in der Anwendung der experimentell gewonnenen Erkenntnisse auf die sich in der Natur vollziehenden Ereignisse. An den Experimentalwissenschaften kann man daher die geistige Struktur der naturwissenschaftlichen Erkenntnisweise am reinsten beobachten.

Man kann den Begriff der „Naturwissenschaft" noch auf eine zweite Art definieren, und zwar läßt die zweite Definition besser einsehen, warum es für den Menschen notwendig ist, Naturwissenschaft zu treiben. Wir können nämlich Naturwissenschaft durch ihr Ziel kennzeichnen, welches darin besteht, ein vollkommen objektives Bild der realen, unabhängig von dem beobachtenden Subjekt existierenden Welt zu gewinnen. Das Weltbild der bis zur äußersten Konsequenz getriebenen Naturwissenschaft ist dadurch bestimmt, daß aus ihm alle Spuren des persönlichen Erlebnisses des Beobachters so gut wie völlig ausgetilgt worden sind. Ich möchte das an einem Beispiel klar zu machen suchen.

Wir beobachten eine Farbenerscheinung, etwa die schönen Schillerfarben einer Seifenblase, oder die Farben eines Schmetterlings, einer Blume oder auch eines künstlichen Farbstoffes. Wir beobachten mit dem Auge. Daraus schließen wir als Erstes, daß zwischen ihm und dem farbigen Gegenstand eine physikalische Verbindung besteht, denn sonst könnte der ferne Gegenstand nicht durch den Zwischenraum hindurch auf unser Auge wirken. Das von dem Gegenstand ausgehende Agens nun, das in unserem Auge die Empfindung hervorruft, nennen wir Licht. Kommt aber dem Licht eine objektive Existenz zu,

so müssen wir auch an anderen Dingen, als dem Auge, Wirkungen von ihm beobachten können. In der Tat kennt die Physik viele und mannigfache Wirkungen des Lichtes auf fremde Körper. Dadurch wird nun die Erforschung des Lichtes freigemacht von dem persönlichen Erlebnis des Beobachters, der Licht und Farbe mit seinem Auge empfindet. Ein Körper, der besonders bequem zum Studium des Lichtes ist, und der in der Naturwissenschaft alltäglich dafür verwendet wird, ist die photographische Platte. Wir können sagen: Die photographische Platte dient dem Naturforscher als künstliche Netzhaut, sie befähigt ihn, das Licht ganz objektiv zu untersuchen. Natürlich gehören dazu Apparate, denen die Platte erst eingefügt ist, so wie die natürliche Netzhaut einem natürlich gegebenen Apparat, dem Auge, eingefügt ist. Apparate, die speziell zum Studium der Farbe des Lichtes dienen, heißen Spektralapparate oder Spektrographen. Es gibt von ihnen eine Anzahl verschiedener Konstruktionen, und gerade durch ihre Mannigfaltigkeit wird die objektive Realität der mit ihnen beobachteten Wirkungen sichergestellt. Wir erkennen ein bestimmtes Objekt, beispielsweise eine bestimmte Farbe, an einer Reihe von Wirkungen, alle müssen sich immer in übereinstimmender Weise zeigen. Würden wir irgendwelche Unstimmigkeiten finden, so müßten wir notwendigerweise den Schluß ziehen, daß wir eben nicht dasselbe Objekt, in unserem Beispiel: nicht dieselbe Farbe vor uns haben, die wir vor uns zu haben glaubten.

Wir sehen aus dieser Ueberlegung, daß das Prinzip der Kausalität nicht etwa eine Entdeckung der Naturwissenschaft ist, sondern im Gegenteil ihre Voraussetzung. Denn daß wir ein Ding als objektiv existierend erkennen können, beruht auf der Voraussetzung, daß es bestimmte notwendig mit ihm verknüpfte Wirkungen hat, an denen wir seine Existenz immer wieder feststellen können. Nur das ist „wirklich", was sich in den einen großen einheitlichen Wirkungszusammenhang der physikalischen Welt einordnet. In der von uns erkannten Welt existiert kein Ding, das sich nicht durch bestimmte Wirkungen äußert, und wir beobachten keine Wirkung, die nicht von bestimmten Dingen als ihren Ursachen herrührt. Und so führt unsere zweite Definition der Naturwissenschaft „Erkenntnis einer unabhängig von unsern persönlichen Erlebnissen existierenden Welt" notwendig zu der ersten Definition zurück: „Erkenntnis der kausalen Zusammenhänge in der Welt".

Wenn wir das Licht mit den Spektralapparaten untersuchen, so finden wir, daß das Auge ein recht mangelhafter Apparat ist. Farbenerscheinungen, welche das Auge als vollkommen gleiche Farben wahrnimmt, können sich im Spektralapparat noch als durchaus verschiedene Lichtarten erweisen. Das Auge ist also für sich allein nicht imstande, die ungeheure Mannigfaltigkeit der verschiedenen Lichtarten, die objektiv vorhanden ist, zu erkennen, es gibt nur eine sehr oberflächliche und mangelhafte Kunde von den physikalisch zu unterscheidenden Farben. Ja, es bringt sogar viele Lichtarten, welche die Spektralapparate uns anzeigen, auf welche das Auge aber überhaupt nicht reagiert. Daher tritt das Auge in den modernen physikalischen Untersuchungen über das Licht ganz in den Hintergrund. Es ist für den Physiker einer der vielen und mannigfaltigen Apparate, aber ein recht unvollkommener. Von dem ungeheuren Beobachtungsmaterial, das mit Hilfe der von uns konstruierten künstlichen Apparate gewonnen worden ist, und aus dem wir schließlich ein sehr vollständiges Bild von dem Wesen des Lichtes herleiten können, gibt uns das Auge nur ganz spärliche, vereinzelte Punkte an, mit denen die Wissenschaft nichts anfangen könnte.

Die mannigfaltigen Apparate, mit denen die Naturwissenschaft die Welt zu beobachten lehrt, von denen wir hier als ein einzelnes Beispiel die Spektralapparate genannt haben, sind von dem englischen Philosophen Herbert Spencer sehr treffend als „künstliche Sinnesorgane" bezeichnet worden. Gewiß brauchen wir zum Beobachten notwendigerweise auch unsere natürlichen Sinne, ganz besonders das Auge; auch die Bilder auf den photographischen Platten müssen wir ja schließlich doch mit eigenen Augen ansehen. Aber indem wir die künstlichen physikalischen Instrumente sozusagen an unsere natürlichen Organe noch ansetzen, gewinnen wir neue Sinne, die uns befähigen, ganz unvergleichlich viel mehr und viel schärfer zu beobachten, als es uns nur mit den natürlichen Sinnesorganen möglich wäre. Nur da, wo wir unsere künstlichen Organe gebrauchen können, erschließt sich uns die ganze Fülle der Wirklichkeit, von der uns die natürlichen Organe nur einige vereinzelte spärliche Proben liefern. Ich glaube, aussprechen zu dürfen, daß wir Physiker von der Zuversicht beseelt sind, es werde uns gelingen, diese Organe tatsächlich zu einer Vollkommenheit und Vollständigkeit zu entwickeln, daß uns schließlich nichts mehr, was für den gesamten Wirkungszusammenhang von Wichtigkeit ist, fehlen wird, daß wir ein vollständiges, in sich geschlossenes Weltbild gewinnen werden.

Die letzten Dezennien haben in dieser Richtung einen erstaunlich raschen Fortschritt gebracht. Wir sind imstande, die Atome selbst zu beobachten, ihre regelmäßige Anordnung in den Kristallen und in den chemischen Molekülen, man darf sagen, direkt zu sehen, natürlich nur mit den „künstlichen Augen". Zugleich hat sich eine Fülle neuer Erscheinungen, von denen früher kein Mensch etwas ahnen konnte, unseren Blikken gezeigt. Ich nenne nur die Hertzschen elektrischen Wellen, die jetzt im Radio verwendet werden, die Röntgenstrahlen, die radioaktiven Erscheinungen, die merkwürdige durchdringende Strahlung, die aus dem Weltall in die Atmosphäre der Erde eindringt, um ganz Weniges herauszugreifen, von dem auch der Nichtphysiker zu hören pflegt. Es gibt Anzeichen, die nun darauf hinzudeuten scheinen, daß diese Entwicklung in einer vielleicht nicht mehr fernen Zeit zu einem gewissen Abschluß kommen wird, wo man dann wird sagen können: „Wir haben jetzt alles beisammen, was zu der Erkenntnis des gesamten Wirkungszusammenhanges in der Welt notwendig ist." Es ist ein mißliches Ding zu prophezeien, und es wird manche Fachgenossen geben, die sich nicht so unvorsichtig äußern würden. Aber ich muß bekennen, daß ich persönlich von dem Gesagten felsenfest überzeugt bin.

Diese Betrachtung der Welt nun mit den künstlich geschaffenen Organen hat auf das Bild selber, das wir von ihr gewinnen, einen höchst merkwürdigen Einfluß. Ich will versuchen, das auch wieder an dem Beispiel der Farbe zu erklären.

Wenn unsere Begriffe von Licht und von Farbe von dem mit Hilfe des Auges erlebten Eindruck völlig abgelöst werden, wie kann man dann die verschiedenen Farben begrifflich von einander unterscheiden? Wenn ich unterscheide: rot, grün, blau usf., so muß ich doch voraussetzen, daß die einzelne Farbe und die ganze Mannigfaltigkeit der Farben persönlich erlebt wird. Wodurch will man diese Begriffe ersetzen, wenn das persönliche Erlebnis mit dem Auge zu der Erforschung der Farben untauglich ist? — Es gibt ein und nur ein Mittel, um Dinge unabhängig vom persönlichen Erlebnis so zu bezeichnen und sie dadurch begrifflich festzulegen, daß man sie immer wieder identifizieren kann, dieses Mittel ist: man numeriert sie. Man numeriert sogar auch Menschen, wenn man alles Persönliche und Individuelle ausschalten will, um mit ihnen zu operieren wie mit Schachspielfiguren, warum nicht die Lichtarten? Die Nummern, die der Physiker ihnen gibt, nennt er „Wellenlängen". Diese Nummern werden so gewählt, daß man die gesetzmäßigen Zusammenhänge, welche die Experimente ergeben, durch möglichst einfache mathematische Beziehungen zwischen den Nummern der Lichtarten, also den „Wellenlängen", und den Nummern, die andere in den Experimenten vorkommende Objekte tragen, darstellen kann. Dieses Verfahren, die Objekte zu numerieren und dann die Kausalzusammenhänge als einfache mathematische Gleichungen zu formulieren, ist höchst bezeichnend für die Experimentalwissenschaften. Auf diese Weise wird alles persönliche Erleben aus den wissenschaftlichen Erkenntnissen gründlichst ausgetrieben.

Es ist nun aber für das Folgende sehr notwendig, sich klar zu machen, daß man, besonders in der Biologie, absichtlich in vielen Fällen mit der Entpersönlichung der Natur nicht bis ans Ende geht. Wenn beispielsweise ein Zoologe die Farben und die Zeichnung eines Schmetterlingsflügels beschreibt, so hat es vielfach keinen Sinn für ihn, jede der Farben mit einem Spektrographen zu untersuchen und sie nach den darin vorkommenden Wellenlängen und Intensitäten zahlenmäßig zu beschreiben. Nicht etwa bloß deshalb, weil es vielleicht langweilig und pedantisch wäre, sondern weil die mathematische Beschreibung für seine Zwecke an sich unbrauchbar wäre. Die Biologie hat nämlich — davon werden wir im zweiten Teil ausführlicher zu sprechen haben — auch noch andere Aufgaben, als die bis zum Aeußersten konsequente objektive Darstellung der Dinge. Es kann sein, daß es ihr gerade darauf ankommt, das persönliche Erlebnis des Eindruckes, den das Tier macht, genau und lebendig darzustellen. Die physikalisch-mathematische Zergliederung soll aber gerade das unmittelbare Erlebnis aus der Beschreibung ganz heraustreiben. Aber: trotzdem man in diesem und in vielen ähnlichen Fällen absichtlich in der Mitte zwischen dem persönlichen Erleben und der vollkommen objektiven Erkenntnis Halt macht, so wird der Biologe, als Naturforscher, doch im Hintergrunde seines Denkens immer die Vorstellung behalten, daß es in seinem Belieben läge, auch in die-

sen Fällen, wenn er es nur wollte, bis zu der vollendeten Objektivität der Physik vorzuschreiten. Die Farbe des Schmetterlingsflügels, so wird er sagen, kommt ganz unbeschadet des Eindruckes, den sie auf uns macht, natürlich schließlich doch dadurch zustande, daß Lichtarten von bestimmter Wellenlänge und von bestimmter Intensität von ihm reflektiert werden, und wenn es uns irgend interessierte, so könnten wir sie mit dem Spektralapparat daraufhin untersuchen.

Wenn nun aber die Physik und überhaupt die Naturwissenschaft schlechthin die Welt so entpersönlicht, umfaßt sie dann noch die Gesamtheit aller Dinge in der Welt? Wird uns dann nicht vielleicht nur eine „Außenwelt" beschrieben, aus welcher der Beobachter sich selber und alles Geistige überhaupt wegläßt? Ich glaube, daß eine solche Aussage in dieser Form irreführend wäre. Auch die vollkommen objektiv gewordene Naturwissenschaft beschäftigt sich mit dem Geist; freilich betrachtet sie ihn nach der ihr eigenen Methode. Ich habe vorhin schon von dem Auge des Beobachters gesprochen als von einem der vielen Apparate, mit welchen man das Licht untersuchen kann. Nun kann man die Apparate selber natürlich auch wieder zum Gegenstand einer physikalischen Betrachtung machen und sie selber sowohl als auch die Vorgänge, die sich, während sie gebraucht werden, in ihnen abspielen, rein objektiv beschreiben. Das gilt auch vom Auge. Mit Hilfe von künstlichen Apparaten, wie sie die Ophtalmologen verwenden, kann man die Vorgänge im Auge, welche man nur spurenweise, sehr lückenhaft und unsicher, von den persönlich erlebten Sehempfindungen her kennt, aufklären und vollkommen objektiv, von dem Erleben selber freigemacht, beschreiben. Genau dasselbe gilt aber von allen Vorgängen im menschlichen Leib. Was man direkt empfindet, gibt uns nur einzelne undeutliche Spuren von den Vorgängen, die sich im Leibe abspielen. Man kann diese Vorgänge um so klarer und genauer objektiv erkennen, je mehr und je bessere künstliche Beobachtungsapparate man für sie zur Verfügung hat. Die Beobachtungen sind nur dadurch sehr erschwert, daß man seinen eigenen Leib nicht so, wie irgend einen physikalischen Apparat, auseinandernehmen kann, um Teile von ihm einzeln nach ihren Funktionen zu untersuchen, und um sie nachher dem Leibe wieder einzufügen. Zu den unmittelbar erlebten Empfindungen, die als die vereinzelten Spuren der Vorgänge in unserem Leibe, besonders in Nerven und Gehirn aufzufassen sind, gehört alles, was man mit dem Wort „psychisch" zusammenfaßt. Nicht nur Erlebnisse von Schmerz und Wohlsein, von Liebe und Haß oder von religiösen Empfindungen, oder von Willensstrebungen, sondern nicht minder auch Erlebnisse von allerlei Gedanken, auch den wissenschaftlichen bis zu den letzten abstraktesten philosophischen Gedanken hin, auch das Erlebnis des Nachdenkens über die Vorgänge im eigenen Hirn, sind vereinzelte Spuren leiblicher Vorgänge. Von dem streng physikalischen Standpunkt aus gesehen sind alle Seelenschilderungen nur Darstellungen, in welchen man bei dem persönlichen Erlebnis selbst oder doch auf dem halben Wege zwischen persönlichem Erlebnis und vollendet objektiver Darstellung stehen bleibt. Für die vollkommen objektive Naturwissenschaft gibt es nur leibliche Vorgänge. Es ist ganz dasselbe, was wir vorhin an dem Beispiel der Beschreibung des Schmetterlingsflügels durch den Zoologen eingesehen haben. Es wäre für manche Zwecke verkehrt, das persönliche Erlebnis ganz zu eliminieren und zu der vollkommen objektiven Darstellung vorzuschreiten. Aber trotzdem hat die Naturwissenschaft im Hintergrund immer den Gedanken: „Wenn man nur wollte, und wenn man nur die zur objektiven Erforschung der Vorgänge im menschlichen Leib, besonders im Gehirn, notwendigen Apparate wirklich zur Verfügung hätte und sie anwenden könnte, ohne damit Störungen herbeizuführen, so müßten schließlich alle ‚psychischen Vorgänge' darzustellen sein als ganz unpersönliche rein objektiv zu erfassende Vorgänge im menschlichen Leib." Für den konsequent unpersönlich-objektiven Naturforscher gibt es nicht noch so etwas wie eine Seele oder einen Geist neben dem Leib.

Damit ist für ihn das sogenannte psychophysische Problem erledigt. Es ist tief im Wesen der naturwissenschaftlichen Beschreibungsart der Welt begründet, daß ihr alle Ereignisse zu objektiven Vorgängen in einem unpersönlichen Substrat werden, das im Raum lokalisiert ist, und das man gemeinhin „Materie" nennt. Von Anfang an haben wir diese Tendenz feststellen können. Ueber das räumliche Substrat der naturwissenschaftlichen Welt werden wir später noch zu sprechen haben, wir werden sehen, daß man das Wort „Materie" nur mit gewissen Vorbehalten gebrauchen darf.

Jedenfalls haben wir das wichtige Resultat gewonnen, daß die Naturwissenschaft den Anspruch erhebt, in ihrem Bild die ganze Welt zu umfassen. Auch der lebende Organismus dessen, der die Erkenntnis dieser Welt gewinnt, und der Vorgang des Erkennens selber sind in das Weltbild eingeschlossen. Diese Lückenlosigkeit und Geschlossenheit des naturwissenschaftlichen Weltbildes hat auf der Königsberger Naturforscherversammlung 1930 der Mathematiker D. Hilbert durch die Worte ausgedrückt*):

Für den Mathematiker gibt es kein Ignorabimus, und nach meiner Meinung auch für die Naturwissenschaft überhaupt nicht. Einst sagte der Philosoph Comte — in der Absicht, ein gewiß unlösbares Problem zu nennen —, daß es der Wissenschaft nie gelingen würde, das Geheimnis der chemischen Zusammensetzung der Himmelskörper zu ergründen. Wenige Jahre später wurde durch die Spektralanalyse von Kirchhoff und Bunsen dieses Problem gelöst, und heute können wir sagen, daß wir die entferntesten Sterne als wichtigste physikalische und chemische Laboratorien in Anspruch nehmen, wie wir solche auf der Erde gar nicht fanden. Der wahre Grund, warum es Comte nicht gelang, ein unlösbares Problem zu finden, besteht meiner Meinung nach darin, daß es ein unlösbares Problem überhaupt nicht gibt. Statt des törichten Ignorabimus heiße im Gegenteil unsere Losung: Wir müssen wissen, wir werden wissen.

Diese schönen Worte möchte ich hier ganz besonders auf das Problem des Lebens anwenden. Wenn man die neuere Entwicklung der Physik und der Chemie nachdenkend verfolgt, so kann man sich kaum des Gedankens erwehren, daß der Zeitpunkt vielleicht gar nicht mehr fern ist, wo es gelingen wird, auf rein chemischem Wege einen Stoff, der im Wesentlichen dem lebenden Protoplasma gleicht, herzustellen, also einen tatsächlich lebenden materiellen Stoff, um damit zu experimentieren und so die Vorgänge und die Gesetze des Lebens ebenso physikalisch klar zu stellen, wie die Gesetze der elektrischen und magnetischen Felder, die Gesetze des Lichtes, der Wärme, der elastischen Kräfte, der chemischen Umwandlungen schon klar gestellt sind.

Um nicht mißverstanden zu werden, möchte ich betonen: Ich meine nur, daß es gelingen wird, überhaupt eine Art lebendes Protoplasma künstlich herzustellen. Ich meine nicht, daß es gelingen könne, Tiere, wie sie wirklich existieren, womöglich gar auch höhere Tiere, künstlich nachzumachen. Denn die wirklich in der Welt vorhandenen Tiere sind historisch geworden, unter Bedingungen, die wir niemals im Laboratorium nachmachen können. Man denke nur an die ungeheuren Zeiträume der Geschichte der Tierwelt, die viele Millionen Jahre in Anspruch genommen hat. Wir können ja auch kein natürlich gewachsenes Gestein, etwa einen Solnhofener Schiefer oder ein Granitgebirge, nachmachen. Aber wir können freilich an der Hand von Experimenten ihre Entstehung nach Ursache und Wirkung aufklären. So muß es auch mit Pflanzen und Tieren werden, und der Mensch ist mit eingeschlossen: er ist für den Naturforscher genau so ein Naturobjekt, wie der Wind, das Meer und die Ströme, der Baum im Wald und die Blume auf der Wiese, allerdings von einer recht viel komplizierteren und feineren Struktur; aber eine besondere Seele, die bei seinen Lebensvorgängen noch mitwirkte, kann die streng objektive Naturforschung nicht zugeben.

Man könnte danach versuchen, das Kausalitätsprinzip der Naturwissenschaft etwa so zu formulieren: „Ein materieller Vorgang kann nur materielle Ursachen haben." Dieser Satz würde die Entgeistigung der Natur durch die Methode der Naturwissenschaft recht scharf ausdrücken. Aber man muß dabei den Begriff der Materie richtig fassen. So wie dieser Begriff für gewöhnlich verstanden wird, enthält er noch viel zu viel persönlich Erlebtes, als daß er dem streng unpersönlichen Wesen der bis zum Aeußersten konsequenten objektiven Naturwissenschaft genügen könnte.

Vielleicht gelingt es mir, auch das wieder an dem Beispiel des Lichtes klar zu machen. Die Erscheinungen der Interferenz des Lichtes beweisen, daß es ein in Raum und Zeit periodischer Vorgang ist. Jede Lichtart, die wir im Spektralapparat als einheitlich, als „homogen" erkennen, hat ihre eigene, konstante, wohl definierte Periode. Die Länge der räumlichen Periode nennen wir die „Wellenlänge", es ist das die Nummer der Lichtart, von der wir oben schon gesprochen haben. Man sagte nun früher, das Licht müsse ähnlich dem Schall als eine Art Wellenbewegung aufgefaßt werden. Beim Schall ist gar kein Zweifel: Die hin- und hergehende Luftbewegung, wir können auch sagen: den hin- und herwehenden Wind in einer Schall-

*) Die Naturwissenschaften. Jahrg. 18, 1930, S. 963.

welle können wir auf viele Arten objektiv nachweisen. Was soll es aber sein, was sich in der Lichtwelle hin- und herbewegt? Das Licht strahlt durch den leeren Raum, beispielsweise von den Gestirnen durch den leeren Weltraum bis zu uns. Kann sich aber der leere Raum bewegen? Man half sich früher damit, daß man sagte: „Da ist der Raum eben nicht leer, er ist auch noch erfüllt von einem äußerst feinen Stoff, dem Lichtäther, dessen periodische Hin- und Herbewegungen wir im Licht beobachten." An dieser Vorstellung von den Wellenbewegungen hat man trotz aller Schwierigkeiten, die sie darboten, lange Zeit krampfhaft festgehalten, selbst dann noch, als sie eigentlich schon als ganz unmöglich erwiesen war. In einer Rede, die der große englische Theoretiker Lord Kelvin an seinem siebenzigsten Geburtstag gehalten hat, kommt das ergreifende Geständnis vor, daß er im Grunde seine Lebensarbeit als mißlungen betrachten müsse, weil es ihm nicht gelungen sei, das Rätsel des Lichtäthers zu lösen. Man klammerte sich, wie sich ein Ertrinkender an einen Strohhalm klammert, an diese letzte Möglichkeit, in dem Wesen des Lichtes, nachdem das farbenfreudige Erlebnis des Auges ausgeschaltet worden war, doch noch wenigstens etwas zu behalten, was man nacherleben konnte, was immerhin noch dem Wind und den Wasserwellen ähnlich erschien, nämlich die Wellenbewegungen des Aethers. Man wollte eben doch nicht ganz in den für uns Menschen so unheimlichen Abgrund reinster Abstraktion hineinstürzen. Aber das Sträuben hat nichts geholfen. Heute gibt es keinen Physiker, der nicht weiß, daß das Licht weiter nichts ist, als ein periodisch sich änderndes elektrisches Feld in Kausalzusammenhang mit einem ebenso periodischen magnetischen Feld. Was ist nun ein elektrisches Feld? Es ist ein auch im leeren Raum auftretender besonderer Zustand, den man experimentell an ganz bestimmten Kennzeichen eindeutig nachweisen und messen kann. Ist der elektrische Zustand stationär, so braucht man nur an der zu untersuchenden Stelle einen kleinen elektrisch geladenen Prüfkörper einzuführen: er zeigt durch die Kraftwirkung, die er erfährt, den Zustand an und läßt alle Einzelheiten erkennen. Der elektrische Zustand des Raumes läßt sich also nur noch aus den Wirkungszusammenhängen mit fremden Körpern erschließen, er hat nicht die geringste unmittelbar erlebte Anschaulichkeit mehr. Dasselbe gilt auch von dem magnetischen Zustand des Raumes. In den mathematischen Gleichungen werden die beiden Zustände durch bestimmte Buchstaben, meistens durch E und L, bezeichnet. Diese Buchstaben vertreten zugleich Zahlenwerte, die man für sie einsetzen kann, und die quantitativ die Wirkungen des elektrischen und des magnetischen Zustandes angeben. An die Stelle anschaulich erlebter Vorstellungen ist so schließlich ein abstraktes Spiel mathematischer Symbole und Zahlen getreten.

Bis zu demselben Grade lebensfremder Abstraktion hat sich in neuerer Zeit das gesamte Weltbild der Physik entwikkelt. Nachdem wir erst einmal angefangen haben, das unmittelbar Erlebte, die Buntheit der Farben, den Glanz des Lichtes, die wohlige Empfindung der Wärme und die Schauer des Frostes, Klänge und Düfte und das zarte Streicheln des Windes aus unserem Weltbild möglichst zu entfernen, um so eine strenge Objektivität zu gewinnen, so läßt es sich nicht vermeiden, daß schließlich auch die letzten spärlichen Reste persönlichen Erlebens, wie Bewegungen und mechanische Spannungen, aus ihm schwinden. Zuletzt hat auch die jedem Menschen vertraute Vorstellung von der Materie als dem Substrat auer unserer unmittelbar erlebten sinnlichen Eindrücke weichen müssen. Diese Materie ist der modernen Physik, besonders auch der sogenannten Quantenmechanik, zu einem Problem geworden. Das Ziel ist, ihren Begriff, ähnlich wie einst den des Lichtes, erst aus anderen, ganz abstrakten Begriffen, die jeder sinnlichen Anschauung bar sind, herzuleiten. Will man den Namen „Materie" für das, was allen Erscheinungen zu Grunde liegt, doch noch beibehalten, so muß man den damit bezeichneten Begriff stark modifizieren, als den eines räumlichen Substrates überhaupt, dem aber alle unmittelbare Anschaulichkeit fehlt. Denn freilich führt die Physik alles auf räumliche Vorgänge zurück, und wenn man das Räumliche überhaupt „materiell" nennt, so kann man dann auch sagen: „auf materielle Vorgänge". Es handelt sich aber, ähnlich wie wir es beim Licht gesehen haben, nur um ein mathematisches Spiel mit Symbolen und geometrischen Gebilden, denen wohl Größen und Zahlenwerte beigelegt werden, die aber keine unmittelbaren Anschauungsinhalte haben.

Wenn wir dieses, wirklich höchst merkwürdige Weltbild der modernen Physik überdenken, so kann uns das Wort Platons einfallen: *'Αεὶ ὁ θεὸς γεωμετρεῖ.**) Die Mathematik, die für den Physiker schließlich an die Stelle der erlebten Welt tritt, ist nämlich — das sei, etwas dem zweiten Teil vorgreifend, schon hier ausgesprochen — eine ganz wunderbar geistvolle Mathematik, deren Zauber leider nur der Fachmann ganz empfinden kann. Sie verbindet einen unbeschreiblichen Reichtum von Folgerungen, die ebenso wie die ungeheuer komplizierte Wirklichkeit niemals auch nur angenähert zu erschöpfen und zu beherrschen sind, mit einer herrlichen kristallklaren Durchsichtigkeit der letzten Prinzipien. Dem Naturforscher, der religiöses Leben in sich hat, erscheint dieses Spiel wundersamer mathematischer Gedanken, das sich hinter der Verworrenheit der natürlichen Begebenheiten verbirgt, als die Bewegung der Gedanken Gottes, die sich in der Schöpfung realisieren. Wir bekommen so ein neues Verständnis für die tiefen Worte des 139. Psalms, den man geradezu den Psalm der Naturforschung nennen könnte: „Wie köstlich sind deine Gedanken, o Gott, wie ist ihrer eine so große Zahl. Sollte ich sie zählen, so würde ihrer mehr sein, denn des Sandes."

Zum Schluß sei noch einmal betont, daß die Welt dieser eigenartigen mathematischen Gedanken alle Dinge umfaßt, auch den Menschen mit seinem Geist. Ich möchte noch einmal den 139. Psalm zitieren: „Ich gehe oder liege, so bist du um mich, du siehst alle meine Wege, es ist kein Wort auf meiner Zunge, das du, Herr, nicht alles wissest. Du schaffest es, was ich vor oder hernach tue, du hältst deine Hand über mir." Hier ist auch ein schönes Wort des heiligen Augustin am Platz: „Woher kommt solch ein lebend Wesen, Herr, wenn nicht von dir? Oder wird es Jemanden geben, Künstler, sich selbst zu schaffen? Oder rieselt anderswoher ein Quell, aus dem Sein und Leben in uns flösse, als aus deiner Schöpferkraft, du Gott, der du keinen Unterschied kennst zwischen Sein und Leben, weil höchstes Sein und höchstes Leben eins ist in dir!"

Freiburg i. Br. Gustav Mie

(Fortsetzung in nächster Nummer)

Mußte das sein?

Ein weiteres Wort zur Not der Schule

1

Eine Todverordnung, wie die pädagogische Fachpresse sie umgenannt hat, droht die preußische Notverordnung vom 12. September für unser blühendes Volksschulwesen zu werden. Unwiderlegbar hat dies Hermann Stahlenberg in der vorigen Nummer nachgewiesen. Für die höhere Schule besteht die gleiche Gefahr, und so drängt sich wohl die Frage auf, wie die preußische Regierung dazu gekommen ist, überhaupt die Schule zum besonderen Objekt und damit zum Opfer ihrer Sparmaßnahmen zu machen, und warum sie vor jenen Kreisen kapituliert hat, die seit Jahren schon zäh und hartnäckig auf eine starke Einschränkung der Bildungsausgaben und im Zusammenhange damit auf eine Herabsetzung der Lehrergehälter drangen, sei es aus Neid auf die Vorzüge des Lehrerberufes und aus gleichzeitiger Unkenntnis seiner weniger an die Oeffentlichkeit tretenden Schattenseiten oder sei es aus Geringschätzung der geistigen Güter überhaupt oder endlich aus ernsthaften rechnerischen Erwägungen heraus.

Nun muß allerdings zugegeben werden, daß die rechnerischen Erwägungen in der Tat einen Eingriff in das Bildungswesen rechtfertigen oder ihm doch den Schein des Rechtes verleihen; denn die Kosten des Bildungswesens sind seit der Vorkriegszeit gewaltig gewachsen: eine der Schule durchaus wohlgesinnte Zeitung schätzt die Spanne auf eine Milliarde für das ganze Reich! Aber zur rechten Würdigung dieser Summe muß daran erinnert werden, daß der größte Teil dieses Mehraufwandes auf die Hochschulen kommt, daß bei den höheren Schulen ein Teil des Mehr durch erhöhtes Schulgeld ausgeglichen wird, und endlich, daß zwar im preußischen Staatshaushalte aus den 27 Millionen, die 1913 für die höheren Schulen eingestellt waren, 46 im Jahre 1931 geworden sind, dafür aber auch 51 höhere Mädchenschulen und 96 Aufbauschulen vom Staate übernommen oder gegründet wurden. Im Uebrigen hat das Anwachsen der Personalausgaben bei den

*) „Gott ist immer Mathematiker", „arbeitet immer mathematisch". DH

Schulen die gleichen Gründe wie bei den anderen Beamtengruppen: zwangsläufige Vermehrung der Stellen, Einführung von Kinderzulagen, verkürzte Aufrückungsfrist, dazu noch höhere Eingruppierung und Sonderzulagen, die einzelne Fachgruppen der Lehrerschaft sich erobert haben. Es wiederholte sich immer dasselbe Schauspiel: die Vertreter eines Faches, sagen wir etwa der Leibesübungen, betonten in Presse und Versammlung die hohe ideale Bedeutung ihres Faches und seine methodischen Schwierigkeiten, um dafür eine vertiefte Vorbildung zu verlangen, und machten dann auf Grund dieser vertieften Vorbildung höhere Gehaltsansprüche, die sie je nach der Güte ihrer Beziehungen und der Energie ihrer Verbandsvertretung durchsetzten. Wenn ferner die Sachausgaben über das durch die allgemeine Preissteigerung bedingte Maß hinaus gewachsen sind, so haben an diesem Mehraufwand die größeren hygienischen Ansprüche an das Schulgebäude und die Anforderungen an den Lehrmittelapparat ihren Anteil, — aber auch, soweit es sich um die Ausgaben der preußischen Städte für die Schulen handelt (1913: 29; 1931: 71 Millionen), die Kosten von Luxusbauten. Endlich, und das ist wesentlich, erklären sich die höheren Kosten aus der Ueberflutung der höheren Schulen, wodurch die Einrichtung neuer Klassen, Erweiterungs- und Neubauten nötig wurden.

An der ungesunden Erscheinung des Zudranges zur höheren Schule ist in erster Linie schuld, was überhaupt den Fluch unsres ganzen Berufslebens bildet: das unselige und sinnlose Berechtigungswesen. Jeder Stand sucht sein moralisches Ansehen zu erhöhen und den Zudrang zu sich zu mindern, indem er stärkere Ansprüche an die Vorbildung stellt. Die Schule antwortet darauf, indem sie bei der Zeugniserteilung Rücksicht nimmt: der Schüler ist eigentlich nicht reif, aber er braucht das Reifezeugnis für den gewählten Beruf. So erschließt die Schule nicht nur dem Tüchtigen freie Bahn, sondern auch dem Mittelmäßigen, ja der Ausgleich bei den sogenannten Reifeprüfungen läßt auch den Schwachen durchschlüpfen: in Landau hat man Ostern 1927 bei einem Schüler mit der Note 1 in katholischer Religionslehre und 2 in Englisch seine 4 in Griechisch, Mathematik und Physik und seine 5 in Latein ausgeglichen. Ein Rektor der Berliner Universität — Dibelius — hat dieses und ähnliche Beispiele veröffentlicht. Auch die an sich dankenswerten sozialen Einrichtungen der Schule: Geschwisterermäßigung, Schulgelderlaß, Ueberlassung von Lehrbüchern aus der Hilfsbücherei kommen nicht nur dem Tüchtigen zugute. Als psychologisches Moment wirkt bei Eltern und Schülern mit, daß durch den Besuch der höheren Schule bis zur Reifeprüfung die Entscheidung in der Berufswahl noch für einige Jahre hinausgeschoben wird. Endlich der Ehrgeiz: Lehmanns schicken ihre Annegrete auch auf das Oberlyzeum.

Alles in allem: die Schule ist für Staat und Gemeinde eine teure Angelegenheit geworden. Aber nur sie allein? Was von ihr gilt, gilt es nicht auch von Justiz, Finanz, Verwaltung? Gibt es unter den Luxusbauten nicht auch Finanzämter, die Reichsinvalidenversicherungsanstalt in Dresden, Ortskrankenkassen? Und haben andere Beamtengruppen nicht einen weit größeren Vorsprung im Gehalte erreicht? Aber wie der Lehrer der einzige Beamte ist, der seine dienstlichen Aufwendungen und Kosten nicht vergütet erhält (und schon die Kosten für die ein-, mehr- und vieltägigen Wanderungen summieren sich), wie der Philologe — das ist nicht als Beschwerde, sondern nur als Feststellung gemeint — der am meisten kontrollierte Akademiker ist (die Schulreform von 1927 schreibt ihm — zum ersten Male in der Geschichte der Schule — sogar die Methode vor), so glaubt man bei den Lehrern auch mit der größten Fügsamkeit rechnen zu können, wenn man in ihre Einkommens- und Arbeitsverhältnisse eingreift.

Da nun aber der Reichskanzler bereits die in der zweiten Notverordnung verfügte Gehaltskürzung als das Aeußerste dessen bezeichnete, was tragbar sei, so hielt man sich an die besonderen Zulagen einzelner Lehrergruppen und kürzte oder strich sie. In Bezug auf Direktoren und Oberstudienräte der achtzig „besonders bedeutungsvollen höheren Schulen" war diese Maßregel leicht zu rechtfertigen, da Heraushebung einzelner Schulen eine Herabsetzung der übrigen in sich schließt. Daß auch die Zulagen der anderen Studiendirektoren und Oberstudienräte eine Kürzung erfuhren, ebenso wie die der Berufsschullehrer und die der Konrektoren, Hauptlehrer und anderer Gruppen der Volksschullehrerschaft, mag als Härte empfunden werden, ist aber doch minder hart als allgemeine Gehaltskürzung, weil es nicht einen Eingriff in die Substanz des Gehaltes, sondern nur in ein Accidens ist, und da die Erlangung einer mit einer solchen Zulage ausgestatteten Stelle häufig ein Glücksfall und das ganze System der Zulagen überhaupt eine ungesunde Einrichtung ist. Was aber die Lehrerschaft erbittert, ist die stärkere Schonung der anderen Berufsgruppen: Finanz, Justiz, Verwaltung, wobei zu erwägen bleibt, daß etwa vier Fünftel der mittleren Beamten eine solche besondere Zulage genießen. Es ist eine Einzelheit, aber als Symptom bezeichnend: bei den Oberfinanz- und Oberjustizräten gilt die Gehaltskürzung, die bei den ihnen gleichstehenden Oberstudiendirektoren sofort erfolgt, nicht für die gegenwärtigen Stelleninhaber. Zweierlei Maß!

Völlig fassungs- und verständnislos steht man aber einer zweiten Maßregel der preußischen Regierung gegenüber: der von ihr verordneten geistigen Sterilisierung des pädagogischen Nachwuchses. Es handelt sich hierbei um Folgendes:

Um Personalausgaben zu sparen hat man den Unterrichtsbedarf herabgesetzt: die einzelnen Klassen erhalten durchschnittlich zwei Unterrichtsstunden in der Woche weniger. Bei dieser Kürzung ist der naturwissenschaftlich-mathematische Unterricht sorgfältigst geschont worden; am Deutschunterricht ist man nicht vorübergegangen. Der Deutschunterricht an den deutschen Schulen stand schon bisher und steht nun erst recht an Stundenzahl weit hinter dem mathematischen zurück. Daß die Pflege der Deutschkunde, in erster Linie der deutschen Sprache, für uns Deutsche Brennpunkt der logischen, ethischen und ästhetischen Erziehung sein müsse, ist wahrscheinlich nur ein Vorurteil einzelner Sonderlinge! Im Uebrigen hat aber eine Erklärung aus ministeriellem Lager verfügt, daß die Ziele der Reform von 1927 auch jetzt noch erreicht werden. Freilich drängt sich da die Frage auf, warum man bisher die Schüler mit einer unnötig hohen Stundenzahl und den Staat mit den Kosten dafür belastet hat? Oder werden die Ziele dadurch sichergestellt, daß die Unterrichtsstunde auf fünfzig Minuten erhöht, die Pausen verkürzt und die Unterrichtszeit bis mindestens auf eineinhalb Uhr ausgedehnt wird? Die Einführung der Kurzstunden von 45 Minuten war seinerzeit auf Grund medizinischer Gutachten erfolgt; Gutachten erster Autoritäten, daß die verlängerte Unterrichtszeit trotz der überfüllten Klassenräume weder für Lehrer noch für Schüler gesundheitsschädlich sei, stehen noch aus, werden aber sicher noch abgegeben werden. Vorläufig erzählt allerdings die Statistik, daß schon infolge der bisherigen „barbarischen Ueberlastung" (der Ausdruck stammt von Minister Becker) das Durchschnittsalter der im Amt verstorbenen Philologen von 53,8 Jahren 1923 auf heute 48,1 gesunken sei.

Durch die Verringerung der Stundenzahl sollen nun Lehrkräfte eingespart werden. Es war daher zunächst zum 1. Oktober allen Studienassessoren gekündigt worden. Ein Teil der „Anwärter", d. h. der Assessoren, zu deren Versorgung und Anstellung innerhalb eines gewissen Zeitraumes der Staat sich verpflichtet hatte, wird inzwischen wieder beschäftigt; die übrigen, wenig oder gar nicht beschäftigt, beziehen 80 Prozent ihres Einkommens. Die Nichtanwärter aber – rund 600 – sind mit achttägiger Kündigung mittellos auf die Straße gesetzt worden, der Mehrzahl nach Männer zwischen 30 und 40 Jahren, zum Teil verheiratet, Männer, die fleißig Studien- und Prüfungsgelder gezahlt und sich durch die Referendarjahre durchgehungert haben,

Der preußische Staat, der den 50 000 Mark des Reichs für die durch die Börsenschließung vorübergehend erwerblos gewordenen Börsenmakler seinerseits 50 000 Mark hinzugelegt hat, hat keinen Pfennig für diese Assessoren übrig, nicht einmal den Trost, sie in ferner, aber immerhin absehbarer Zeit beschäftigen zu können. Da sie als „unmittelbare Staatsbeamte" nicht versicherungspflichtig waren, können sie nicht einmal stempeln gehen. Sie sind, soweit sie nicht schlecht bezahlte Privatarbeit finden, auf Wohlfahrtsfürsorge und die Almosen ihrer Standesgenossen angewiesen. Das „Deutsche Philologenblatt" erzählt von einem 34jährigen, verheirateten Assessor, der von seiner Gemeinde wöchentlich 7,50 Mark Wohlfahrtsunterstützung bezieht und dafür zehn Stunden arbeiten muß, nämlich Holz zum Gemeindebüro fahren.

Die Folge dieser Maßregel ist Vergreisung der Lehrkörper und geistige Unfruchtbarmachung jener Lehrer, die in den Jahren des stärksten Schaffenseifers, der größten Leistungsfähigkeit und eines noch unentzauberten Bildungsoptimismus stehen. Mag eine ungebrochene Natur wie Ernst Moritz Arndt nach zwei Jahrzehnten staatlich verordneter Untätigkeit als siebzigjähriger Greis sein akademisches Lehramt wieder mit Jugendfrische haben aufnehmen können, so sind die meisten Studienassessoren eben keine Arndte; wären sie es, hätten sie sich nicht die Enge des Beamtentums zur Lebenssphäre erkoren. Wenn man nun diese Männer für Jahre, und zwar für die wertvollsten Jahre brachlegt, wenn man mitten im Jahre die größte Unruhe in die Schule trägt, zeitraubende und wertvolle Arbeit wie etwa die Aufstellung der auf die Lehrer- und die Klassenindividualität zugeschnittenen Jahrespläne sinnlos macht, Lehrern plötzlich Klassen und Fächer nimmt, in die sie sich eingearbeitet haben, und ihnen Unterricht zuerteilt, für den sie sich nach Vorbildung und Interesse weniger eignen, so hat man sich sicher zu diesen Maßregeln nur entschlossen, weil ihre schlimmen und gefährlichen Auswirkungen durch Riesenvorteile aufgewogen werden: in Wahrheit aber beträgt der Gewinn nur wenige Millionen!

Hinter dem Heere der Assessoren steht ein Anderes, Größeres: 1500 preußische Studienreferendare und -referendarinnen und — diese Zahl bezieht sich allerdings auf das ganze Reich — 17 000 männliche und 5000 weibliche Philologiestudierende. Ueber das Problem, was aus diesen werden soll, hat sich bisher noch kein Minister noch einer ihrer Räte im Rundfunk oder gegenüber den Pressevertretern ausgesprochen. „Das Problem", schreibt die „Kölnische Volkszeitung" mit Beziehung auf Preußen, „brennt uns auf den Nägeln, und der Minister — schweigt." Wer trägt die Verantwortung dafür, daß die Rücksicht auf die Empfänger der Studiengelder und Prüfungsgebühren und auf alle, die sonst von den Studenten leben, soweit getrieben wurde, daß dieses riesenhafte geistige Proletariat heranwachsen konnte?

2

Ich würde mich nicht für berechtigt halten, an dieses ganze verwickelte Fragengebiet auch nur zu rühren, wenn ich nicht hoffte, durch einige Gedanken, so einfältig und abwegig sie auch sein mögen, die Aussprache fördern zu können und durch geweckten Widerspruch zur Aufzeigung besserer Wege anzureizen. Ich verzichte dabei darauf, einen inneren Zusammenhang dieser Gedanken herzustellen.

Zum Ersten: Es ist der Schule dienlicher, wenn man alte Leute spazieren gehen läßt und dafür die jüngeren beschäftigt. Wir Alten stehen schon zu sehr sub specie aeternitatis. Es ist weder für die Zukunft unsres Volkes noch für die jedes einzelnen Schülers wesentlich, daß er aus gegebenen Größen berechnen kann, wann und wo — vom Marburger Schloß aus gesehen — am 17. Mai 1856 die Sonne aufgegangen ist. Aus dieser Einsicht heraus werden wir Alten zwar der Gesamtpersönlichkeit des Schülers gerechte Beurteiler, aber wir bringen nicht mehr jene Kleingewissenhaftigkeit auf, die aus der Ueberzeugung von dem überragenden Wert der Wissenschaft erwächst, jene Kleingewissenhaftigkeit, ohne die es im Schulbetrieb nun einmal nicht geht und die wir selbst in jüngeren Jahren besaßen, und wir vertrauen, daß die Lehrer der mittleren Generation, die ja auch schon Väter sind, auch dem persönlichen Leben und dem Eigenwert der Schüler gerecht werden und sich selbst vor Uebereifer schützen. Also setze man uns, soweit wir über die Sechzig sind, mit 80 Prozent in den einstweiligen, und wenn unsre Zeit erfüllt ist, in den endgültigen Ruhestand. Der Staat verdient ja auch mit der Einsparung von 20 Prozent des Höchstgehaltes mehr als mit den 20 Prozent des Assessorengehaltes. Diese Maßregel würde in Preußen mehr als 500 Ministerialräte, Oberschulräte, Direktoren und Studienräte und etwa 50 weibliche Kräfte treffen. Natürlich bestehen zunächst verfassungsrechtliche Bedenken; aber die Dialektik hat sich in der Zeit der Notverordnungen so vervollkommnet, daß diese sich ebenso hinwegdisputieren lassen wie der Einwand, daß die preußische Regierung die Notverordnung benutzt habe, Dauerregelungen zu treffen.*)

Zum Anderen: Stundenkürzung läßt sich nicht nur ermöglichen, sondern ist eine Notwendigkeit; denn unsre Schüler haben mehr wissenschaftlichen Unterricht, als sie innerlich verarbeiten können, d. h. zu vielerlei. Man versuche daher dem Durcheinander zu begegnen durch das Rosenthalsche Ideal: Stundengruppen mit etwa je sechs Stunden, deren jede in einer Hand liegt: eine Deutsch-Religion-Geschichts-Gruppe, eine altsprachliche, eine neusprachliche, eine naturwissenschaftlich-mathematische Gruppe. Die geistige Mehrarbeit, die damit von der einzelnen, dem Spezialistentum enthobenen Lehrerpersönlichkeit verlangt wird, wird möglich durch Herabsetzung der Pflichtstundenzahl wenigstens auf das französische Maß: zwanzig Stunden.

Zum Dritten: Reinigung der höheren Schulen von Ballast! Etwa 30 bis 40 Prozent an Schülern werden von Klasse zu Klasse mitgeschleppt, die nicht in die höhere Schule gehören. Die inneren Widerstände für den Lehrer, diese abzustoßen, sind übergroß. Hier gehört in jede Provinz ein Schuldiktator, der, am besten aus einer anderen Provinz kommend, diese Reinigung vornimmt.

Zum Vierten: Verringerung der Schultypen! Man zählt ihrer schon an die 40! Dieser Typenreichtum beruht auf Ueberschätzung der Institution, macht Kosten, bringt Unruhe und vermehrt die Schwierigkeiten, die den Schülern erstehen, deren Eltern den Wohnsitz öfters wechseln.

Zum Fünften: Man schaffe ein wärmeres Verhältnis der übergeordneten Behörden bis hinauf zum Minister zu den Männern und Frauen der unmittelbaren Schularbeit! Diese sind es ja, die die schöpferische Arbeit tun, und sie sehen in der Höherstellung jener nicht eine Höherwertung der Verwaltungstätigkeit, sondern eine Anerkennung des Opfers, das jene bringen, indem sie zum Besten der Gesamtheit mit Uebernahme der Verwaltungsarbeit auf die menschenbildende Tätigkeit und das unmittelbare Zusammenleben mit der Jugend verzichten. Eigentümlich muß es da berühren, wenn ein Ministerialrat im Rundfunk versichert, daß nur Mitarbeit helfen könne, und diese Mitarbeit zuvor von der preußischen Regierung zurückgewiesen worden war. Denn die Presse hat die Oeffentlichkeit irregeführt, als sie verbreitete, der Philologenverband habe es abgelehnt, mit der Regierung in die Beratung von Sparmaßnahmen einzutreten. Er hat sich im Gegenteil ebenso angelegentlich wie erfolglos dazu angeboten. Aber gerade die Beratungen hinter verschlossenen Türen, die Geheimdiplomatie, haben die Philologenschaft aufs tiefste empört.

Zum Sechsten: Not braucht nicht verordnet zu werden; sie ist da und kann nur überwunden werden, wenn man sie an der Wurzel faßt. Es ist ausgeschlossen, daß Industrie und Gewerbe in absehbarer Zeit je wieder die 5 000 000 Arbeitlose in sich aufnehmen. Bei der Rationalisierung der Betriebe und dem verkleinerten Absatzgebiet ist es schon

*) Vgl. Sp. 1088 unten.

ein Glücksfall, wenn die Zahl nicht übermäßig wächst. Es ist aber ebenso ausgeschlossen, daß Reich und Länder auf die Dauer die Erwerbslosen erhalten können. Und es ist ferner völlig ausgeschlossen, daß Notverordnungen im Stile der bisherigen Reich und Staat retten. Da man nun unmöglich etliche Millionen Deutsche erschießen kann, muß man diese Millionen auf eigne Füße stellen, und das kann man nur, indem man ihnen Land gibt. Es bleibt kein anderer Weg, als daß von den 29 000 000 Hektar bebauten Gebietes fünf enteignet werden und durch Oedland und Waldgebiet auf wenigstens 7½ gebracht werden, so daß 5 000 000 Deutsche je einen und einen halben Hektar Land erhalten können. Nachdem zuerst die Rentner und Sparer haben bluten müssen, jetzt die Beamten, wird nun die Reihe an den größeren ländlichen Besitz kommen. Nur die Scheu vor einem neuen Einbruch in den Eigentumsbegriff hält noch davon ab, obwohl dieser ja durch das Schicksal der Sparer und der Beamten seine Unantastbarkeit bereits verloren hat. Wir stehen aber vor einer Umwandlung der Rechtsanschauung. Während in der Rechtsanschauung aller Zeiten vom jüdischen Dekalog an (drei Gebote schützen das Eigentum, nur eines das Leben) bis zur deutschen Rechtsprechung der Gegenwart (Menschentotfahrer werden mit lächerlichen Strafen bedacht, die die Automobilisten, zumal wenn sie Selbstfahrer sind, gar nicht oder nur kurze Zeit absitzen, und Eigentumsvergehen werden im Vergleiche damit barbarisch gestraft) das Eigentum höher gewertet wurde als das Leben, zwingt die gegenwärtige Not zur Umwertung der Werte. Das Reich gewähre dann den Siedlern noch ein bis zwei Jahre Unterstützung, Länder liefern Holz, Reichswehr hilft durch Uebernahme von Transporten. Unterstützung wird noch geschaffen durch den Verkauf alter Handschriften und hervorragender Kunstwerke an das Ausland. Eine Dichtung bleibt als geistige Schöpfung doch unser Eigentum, auch wenn wir eine alte oder älteste Fixierung preisgeben. Nutzen wir daher den Reliquienhunger der Amerikaner! Kunstwerke: man kann ihrer immer noch genug zurückbehalten, die uns Fremdenbesuch sichern. Aber es ist besser, ein Raffael oder gar ein Rembrandt geht nach Amerika, denn daß das ganze Volk verderbe! Es ist besser, wir opfern alte Kunstwerke, als daß wir unsern lebenden Künstlern die materielle Möglichkeit nehmen, neue Kunstwerke zu schaffen. Besser, wir opfern die Vergangenheit, als wir verzweifeln an der Zukunft. Noch habe ich den Glauben an das deutsche Volkstum, daß es fruchtbarer Nährboden sein kann für künftige Genies.

Zum Siebenten: der innere Markt wird belebt durch die nur im Inlande gültige Kirchenmark. Es gibt keine Statistik über das im Besitze der Kirche befindliche Gold und ihre Juwelen. Manche meinen, die Schätzung auf eine Milliarde sei noch zu niedrig. Eine Milliarde aber könnte als imaginäre, im Besitze der Kirche verbleibende vierzigprozentige Deckung für zwei und eine halbe Milliarde gelten. Mit der Bereitschaft zu diesem Opfer würde sich die Kirche nur als treue Jüngerin Jesu erweisen. Jesus setzt den Fall — so berichtet Mark. 7 — daß ein Sohn verarmter Eltern über Geld verfügt. Gibt er dieses aber nicht den Eltern, sondern dem Tempel, so loben ihn die Pharisäer dafür. Damit liefern sie selber den Beweis für Jesu Behauptung, daß sie Gottes Gebot — in diesem Falle das vierte — übertreten. Jesu Grundsatz: Erst kommen die Angehörigen, dann der Tempel. Die Kirche würde also durch Entgegenkommen sich den Anspruch retten, sich nach Jesus nennen zu dürfen, und sie brennt wohl förmlich darauf, dem Staate zu helfen, um so den moralischen Kredit, den sie durch ihre Stellung zum Kriege gefährdet hat, wiederzugewinnen. Die katholische Kirche insonderheit würde damit auch dem Rundschreiben Pius XI. über die gesellschaftliche Ordnung gerecht werden, in dem er fordert, daß „die Verteilung der Erdengüter wieder mit den Forderungen des Gemeinwohls in Uebereinstimmung gebracht werde".

Zum Letzten: Es ist alles da: Boden, Holz, Stein, Nahrungsmittel, Arbeitskraft. Es liegt also nur an der Verteilung, an der Organisation. Ein Organisationsgenie: so sieht der Messias aus, den Deutschland, den die Welt braucht. Rathenau war vielleicht ein solches. Aber den haben nationale Kreise durch einen verhetzten Jungen totschießen zu lassen für gut befunden.

Niederweimar Hans Weichelt

Nochmals „Irrwege der Inneren Mission"

Vgl. Nr. 18 und 21

1. Die Irrwege

Der Zusammenbruch des sogenannten Deuzagkonzerns hat zu den schwersten Beschuldigungen gegen Innere Mission und Kirche geführt. Monatelang tobte sich die Entrüstung aus, ohne daß einer der Beteiligten ein Wort der Widerlegung oder der Beruhigung in der Presse oder in den stürmischen Versammlungen der betrogenen Sparer wagte oder für nötig hielt. Ich allein habe auf vieles Drängen und Bitten in der größten Berliner Versammlung gesprochen und mit meiner Person all die giftigen Pfeile der Empörung und der Uebertreibung aufgefangen, die Hilfsbereitschaft der IM und die Schwierigkeiten eines „kirchlichen" Eingreifens betont und dadurch der Diskussion neue Wege gewiesen. Damals bestand die Gefahr, daß wilde Sparerorganisationen die Führung an sich rissen und einen Generalsturm gegen IM und Kirche entfesselten; auf meinen Rat ließen sich auch die Freunde der IM nach dem Vorbild dieser Organisationen in letzter Stunde Vollmachten von Sparern ausstellen, um in den offiziellen Gläubigerversammlungen das Gewicht dieser Stimmen des Vertrauens in die Wagschale werfen zu können. Dieser Plan ist geglückt, aber auch in jenen Versammlungen hat außer mir nur ein Teilnehmer — und das war kein Vertreter der IM — ein Wort der Verteidigung für IM und Kirche gesprochen. Eine wirkungsvolle Verteidigung erfordert aber Preisgabe alles dessen, was nicht verteidigt werden kann. Ich habe darum in mehreren Blättern den Tatbestand offen und ehrlich dargelegt und schließlich in der CW die ganze Debatte aus den Niederungen des Klatsches, der Pastorenhetze, der unkontrollierbaren kriminellen Beschuldigungen und der persönlichen Unzulänglichkeiten auf das höhere Niveau einer grundsätzlichen Betrachtung zu heben versucht.

Ich habe die Schuld an den traurigen Vorgängen nicht einzelnen Persönlichkeiten zugeschrieben, sondern dem System, der Organisation, der Fehlentwicklung, dem „kapitalistischen" Geist, also einer Entwicklung, die den Einzelnen schuldig werden läßt, ohne daß er es will oder merkt. Stärkeres kann zur Entlastung der einzelnen Persönlichkeit m. E. gar nicht gesagt werden, als wenn ich von Irrwegen der Inneren Mission statt von Verirrungen Einzelner rede, zumal ich noch dargelegt habe, daß bei der Ueberlastung des Einzelnen nur ein „Universalgenie", das es m. E. gar nicht gibt, den gestellten Anforderungen gewachsen gewesen wäre. Ich sehe weder in Diffamierungen noch in Disziplinierungen die Lösung der Aufgabe. Auch die IM habe ich in ihrer Verflechtung mit zeitgeschichtlichen Parallelerscheinungen gezeigt, in ihrer, wie man es sonst nennt, Verweltlichung oder Säkularisierung, angesteckt und verführt von dem Zeitgeist. Auch das ist eine Entschuldigung mitten in der Schuld. Aehnlich sagt jetzt D. Dibelius in seinem Nachwort zu der von Hermann Schumacher verantwortlich gezeichneten Schrift „Devaheim. Innere Mission und Kirche" *), daß in der unter dem Wort IM zusammengefaßten evangelischen Liebestätigkeit allmählich „die eigentlichen Gedanken Wicherns in den Hintergrund getreten" seien; daß in den hinter uns liegenden Jahren die Gefahr größer als je gewesen sei, „auf die Einrichtung eines Unternehmens mehr innere Kraft zu

*) Kranzverlag, Berlin SW 68. 36 S. 50 Pf.

verwenden als auf die missionarische Aufgabe, um derentwillen sie da ist"; daß „der Geist der Verweltlichung auch an Kirche und IM nicht spurlos vorübergegangen" sei; daß die IM der Versuchung zur Betriebsamkeit, zum Streben nach dem Erfolg, zu gewagten Geschäften und zu Generaldirektorengewohnheiten zwar, aufs Ganze gesehen, nicht, aber in den Einzelfällen wie Devaheim und Deuzag, tatsächlich doch erlegen sei. Und dann setzt er hinzu:

„Ueber solche Vorkommnisse müssen Evangelische Kirche und Innere Mission viel schärfer urteilen als irgendein weltliches Gericht... Daß alle diese Dinge haben geschehen können, ist für die IM die bitterste und schmerzlichste Erfahrung, die sie in den acht Jahrzehnten seit ihrer Gründung hat machen müssen. Sie kann darin nur ein Gericht sehen, das über sie gekommen ist. Sie kann sich nicht damit begnügen, einzelne Personen als die Schuldigen zu bezeichnen, sondern sie muß diese Schuld ganz auf sich nehmen. Es ist an der Zentralstelle der IM diejenige innere Kraft nicht vorhanden gewesen, die derartige Vorkommnisse hätte ausschließen müssen. Das ist eine Tatsache, die die ganze IM angeht."

Das sind doch die Irrwege, von denen ich gesprochen habe. Nur daß das alles noch viel schärfer gesagt ist, als ich es gesagt habe. Das Rundschreiben der Notgemeinschaft der IM vom 22. September sagt sogar:

„Daß derartige Dinge haben geschehen können, ist nicht nur die Schuld derer, die sich unmittelbar versündigt haben. Es ist im weiteren Sinne eine Schuld der evangelischen Christenheit Deutschlands und ihrer Inneren Mission überhaupt."

Das sind doch wieder die Irrwege. Und schließlich hat an demselben 22. September, also zehn Tage nach dem Erscheinen meines Artikels in der CW, der Hauptausschuß des CA „festgestellt, daß eine gründliche Aenderung der Organisation des CA nötig geworden ist".

Warum denn, wenn kein Irrweg gegangen war?

Aber es ist merkwürdig: während vorher die Front so einsam war, werden jetzt auf einmal das Große Hauptquartier und die Etappenoffiziere so lebendig, und ausgerechnet mich greifen sie an. Hermann Wagner glaubt gerade mich darüber belehren zu müssen, daß es „nicht angehe, die Schuld auf einige wenige Menschen abzuwälzen, ohne die in der Sache, d. h. in ihrer Stellung und Aufgabe liegenden Schwierigkeiten aufzudecken, die uns alle angehen"; daß gerade nach meiner Anklage ein Bruderwort gefunden werden müsse für die leitenden Männer, die dem Verhängnis erlegen sind; daß der Kampf gegen die Säkularisierung der Wohlfahrtspflege von der IM habe aufgenommen werden müssen; daß Devaheim und Sterbevorsorge im Prinzip durchaus zu billigen seien; und daß ich die IM des Machtwillens nicht bezichtigen dürfe, wenn ich nicht zugleich denselben Vorwurf gegen die Kirche richte (als hätte ich nicht z. B. aus diesem Grunde als einziger Theologe in der Brandenburgischen Provinzialsynode gegen das Bischofsamt gesprochen!). Daneben scheut er sich nicht, von „Verdächtigungen", „Irreführung der öffentlichen Meinung" und „Verunglimpfung" zu sprechen, und selbstverständlich weiß er auch von meinen „Fehlern" und meiner geschäftlichen Unerfahrenheit zu berichten. In dieselben Kerben hauen D. Stahl und Direktor Schlunk vom CA im Oktoberheft der „Inneren Mission im ev. Deutschland". Der Letztere behauptet kurzweg, mein Aufsatz enthalte „eine Fülle objektiv unrichtiger Angaben und komme daher auch zu falschen Schlußfolgerungen", die noch an „anderer Stelle" widerlegt werden sollten. Diese andere Stelle ist offenbar der Artikel von D. Stahl, der ebenso summarisch erklärt, meine Darstellung enthalte „bedauerliche sachliche Unrichtigkeiten, die auf unzureichende Kenntnis der Dinge schließen ließen", und dann insonderheit als „den Tatsachen in keiner Weise gerecht werdend" meine angebliche Behauptung brandmarkt, daß „nur der berauschende Gedanke, eine Kapitalmacht aufzubauen", für den CA bestimmend gewesen sei bei seiner Tätigkeit für die Erhaltung und den Ausbau der karitativen Arbeit. Dieses Zitat ist ja nun zunächst eine — wie soll man da eigentlich sagen? sagen wir: krasse Entstellung; das „nur" ist zugesetzt, und im übrigen habe ich von der Hika gesprochen und gesagt, daß für ihre Bildung (durch sechs Verbände!) der erwähnte berauschende Gedanke entscheidend gewesen sein „müsse". Vom CA habe ich geschrieben, daß Begrenzung seiner Tätigkeit, Beschränkung auf sein eigenes Gebiet für ihn heute Selbsterhaltungspflicht sei und daß ich das an dreien seiner Schöpfungen nachweisen wolle.

Was aber die Schlußfolgerungen angeht, so gibt auch Stahl zu, es sei im ganzen letzten Jahrzehnt „die innere Gefahr" die gewesen, „daß die Tätigkeit schneller zu wachsen drohte als die Liebe"; schon die ersten Nachrichten vom Zusammenbruch des Devaheimkonzerns habe man „als Gericht und ernsten Gewissensruf verstehen müssen", und die „Krisis des CA" käme in der nicht mehr zu unterdrückenden Frage zum Ausdruck, „ob nicht infolge der engen Verflechtung der evangelischen Liebestätigkeit mit der staatlichen Wohlfahrtspolitik die finanziellen Aufgaben des CA allmählich seine Zeit und Kraft in einem Maße absorbiert haben, daß darüber die wirklich zentralen Aufgaben ... in den Hintergrund gedrängt wurden". Und Wagner resümiert sich dahin, daß die leitenden Männer „die Dämonie des Geldes und des Geldmarktes unterschätzt haben", „und daß der Machtgeist den Geist des Dienens hin und her besiegt oder zum Vorwand seiner Bestrebungen gemacht hat". Das sind doch wieder meine „Irrwege der IM"! Daß „Machthunger und Ruhmsucht die eigentlich treibenden Motive für die Entwicklung des CA und überhaupt der IM gewesen seien", habe ich nicht gesagt, es ist dieselbe ungeheuerliche und unverantwortliche Entstellung meiner Worte wie durch D. Stahl, die mich hier der Uebertreibung beschuldigt. Ich habe gesagt:

„Das Selbstbewußtsein des CA wuchs mit dem Bewußtsein seiner Kapitalmacht und führte ihn auf Wege, die ihm und der ganzen Evangelischen Kirche verderblich geworden sind ... Man ist auf die schiefe Ebene gekommen, als man mit aller Gewalt groß werden, Geld verdienen und alle Nöte meistern wollte. In der Beschränkung erst zeigt sich die rechte evangelische Mission."

Natürlich, ich hätte ein paar Worte über die segensreiche Arbeit der Mission auf anderen Gebieten und die Notwendigkeit ihrer Dauer beifügen können, aber das Thema stand doch nicht zur Diskussion, und wenn ich von Irrungen rede, so ist doch logischerweise eine Abirrung von ursprünglich guten Zielen gemeint. Ich hätte die Verdienste der einzelnen Persönlichkeiten neben ihre Schuld stellen können; aber ich habe grundsätzlich die Frage der persönlichen Schuld ausgeschaltet. Und dann: man setzt eben immer zu viel voraus, je älter man wird, um so mehr. Man hat doch auch allerhand getan und auch Anderes geschrieben als nur den einen Artikel und glaubt annehmen zu dürfen, daß Einiges davon bekannt ist. Was Wagner schreibt über die Gefahr der Säkularisierung der Wohlfahrtspflege und die Notwendigkeit, eine evangelische Wohlfahrtsarbeit zu erhalten, habe ich auch geschrieben, nur viel früher, z. B. 1917 in meiner Schrift „Bedeutung und Aufgabe der Kirche"; die Säkularisierungsbestrebungen stammen ja nicht erst aus den Zeiten der Republik, sie waren früher genau so da, man vgl. z. B. die Pläne Felischs in seiner „Neuordnung der Menschenliebe" 2. Aufl. 1918, in denen alles Kirchliche im Nationalen aufgeht, obwohl der Verfasser ein bewußter Christ ist. Nur sah man sie damals nicht oder wollte sie nicht sehen und ließ sich vollends im Kriege von allen Behörden kommandieren. Ich habe 15 Jahre lang für meine Gemeinde und meinen Kirchenkreis schwer gekämpft um die Selbständigkeit der kirchlichen Liebesarbeit und in Wort und Schrift, in Vorträgen und Denkschriften die Kirchenbehörden, die Innere Mission und die Frauenhilfen auf die Bedeutung dieses Kampfes hingewiesen. Und vollends, was die Devaheim angeht: wer hat denn mehr mitgearbeitet und mehr Zeit und Geld als ich geopfert, zuerst um dieses Werk der IM zu empfehlen, zu erhalten und auszubauen und dann, als es zusammengebrochen war, weil man nicht auf mich hörte, um als Mitglied der Notgemeinschaft zu retten, was zu retten war! Muß man denn

da noch eigens versichern, daß man als Freund der Inneren Mission redet?

Nun zwingen mich die persönlichen Angriffe, mehr zu sagen, als ich sagen wollte. Die mögen es verantworten, die durch ihre „Widerlegungen" die Erbringung weiterer Wahrheitsbeweise nötig machen.

2. Hika, Sterbevorsorge und Devaheim

1. Die Einrichtung der Hika als gemeinsamer Verwaltungsstelle war ein Erfordernis der Zweckmäßigkeit, sagt Dr. Wagner. Nur ich begreife das nicht, weil ich mir „von der Kompliziertheit der Weiterleitung dieser im Großen gegebenen Gelder an lauter kleine Anstalten, für die die Unterlagen geprüft und die Konten geführt werden müssen, keine rechte Vorstellung machen kann". Natürlich, denn ich bin nur sechs Jahre stellvertretender Aufsichtsratsvorsitzender in einer großen Genossenschaftsbank (1200 Mitglieder) gewesen, wo ich jeden einzelnen Kreditantrag auf seine Unterlagen mitprüfen mußte, und Vorsitzender der Revisionskommission. Da lernt man so etwas nicht! Oder sollte nicht doch die Prüfung der Kreditfähigkeit eines Kaufmanns schwieriger sein als die einer Anstalt? Und warum sollte die Prüfung z. B. einer evangelischen Anstalt durch ein gemischtes Komitee von Evangelischen, Katholischen, Juden und Dissidenten leichter oder zweckmäßiger sein als durch ein rein evangelisches? Wenn aber jede Konfession innerhalb der Hika ihre Anstalten gesondert prüfte und ihr die Mittel weiterreichte: wozu machte man dann den Umweg über eine gemischte Kommission? Und schließlich: woher weiß Wagner, daß die im Großen gegebenen Gelder der Hika an lauter kleine (also betreuungsbedürftige!) Anstalten gegeben wurde?

Der Fehler liegt nicht in der Zentralisierung, konstatiert Dr. Wagner, denn ohne sie hätte jeder Spitzenverband einen eigenen Verwaltungsapparat aufbauen müssen, der wahrscheinlich auch nicht billiger gekommen wäre. Möglich; aber wenn nicht eine nachweisbare Spar- und Intensivierungsmöglichkeit vorlag, ist die Zentralisierung schon nicht mehr gerechtfertigt. Denn sie bedingte Unübersichtlichkeit, Leerlauf, Unterschlagungsmöglichkeit, Generaldirektorsallüren usw. Am 24. Oktober ist nun der Buchhalter Klarholz, der Mann, der bei der Hika 2½ Jahre lang die „Konten führen mußte", gerichtlich abgeurteilt worden; er hat im Laufe von 2¼ Jahren eine halbe Million, d. h. das gesamte Gesellschaftskapital, unterschlagen und verpraßt, ohne daß einer der Direktoren von dem Fehlen des Geldes oder dem Schlemmerleben des Mannes, das selbst dem Finanzamt auffiel, etwas merkte. Er bekam 500 Mark Monatsgehalt und zahlte ebensoviel Miete für seine Wohnung, hielt sich einen Horchwagen für 16 000 Mark und einen eigenen Chauffeur, spielte in allen Vergnügungslokalen den maître de plaisir, zahlte 20 000 M. Steuerstrafe aus der blanken Hand und war dabei so sehr Vertrauensperson, daß man ihm unterschrieb, was er vorlegte. Als er seine Unterschlagungen eingestand und verhaftet werden wollte, sagte ihm der Direktor, er solle machen, daß er fortkomme, und sich nie mehr sehen lassen. So leicht verschmerzte man eine halbe Million, von der 200 000 Mark der IM gehörten! Man wollte aber nicht Anlaß geben zu Gerede und gerichtlicher Nachprüfung! Und D. Stahl wagt ohne Einschränkung zu sagen, daß diese gemeinsame Kasse sich als „nützlich erwies".

Das Gericht hat in der Urteilsbegründung betont, eigentlich hätte es ja Klarholz auch die bürgerlichen Ehrenrechte aberkennen müssen; aber man wolle bedenken, daß er ein Opfer der Mißwirtschaft bei der Hika geworden, bei der jede Kontrolle gefehlt habe, so daß ein schwacher Mensch der Versuchung habe erliegen müssen. Und was sagt Dr. Wagner? „Es ist bewundernswert, mit welchem Kraftaufwand und welcher Zuverlässigkeit sich die maßgebenden Persönlichkeiten im CA der ihnen über Nacht zugefallenen Arbeit hingaben." Schön, mag er bewundern ... Wenn Herr Claussen, der die Auslandsanleihe des CA bearbeitete, vor den Richter kommt, wird sich weitere Gelegenheit zur Bewunderung ergeben.

2. In der Frage der Sterbevorsorge werden die Bedenken von Freunden der IM mit der ganzen Ueberheblichkeit behandelt, die ich bisher nur bei den „Fachleuten" des CA kennen gelernt habe. Das langatmige Gutachten von Professor Dorn berührt mich nicht, er kennt die Verhältnisse ja nur auf dem Papier, aber nicht aus der Art der Werbung. Außerdem habe ich selbst gesagt, daß die Sterbevorsorge noch unerschüttert ist; ich habe nur Befürchtungen für die Zukunft geäußert; wie auch diese heute noch m. E. restlos abgebogen werden können, habe ich im engeren Kreise oft dargelegt. Daß auch Versicherungsmathematiker, wenn sie nicht in der Sache mitten drinstehen, schwerwiegenden Irrtümern unterworfen sind, geht z. B. aus der Tatsache hervor, daß ein hochangesehener Versicherungsmathematiker der Devaheim ihre Gesundheit selbst dann noch bescheinigte, als sie bereits längst (siehe Werbeschrift vom Oktober 1929) mit der unsinnigen Behauptung ihre Werbung unterstützte, daß es ihr durch ihre Zusammenarbeit mit der Baugenossenschaft des Deutschen Evangelischen Volksbunds gelungen sei, die Wartezeit ihrer Bausparer bei Erfüllung einiger besonderen, aber leicht erfüllbaren Bedingungen auf ein halbes Jahr abzukürzen. Die Finanzsachverständigen des CA haben dieses Märchen auch alle geglaubt. Ich habe aber gar nicht über die finanzielle Sicherheit der Sterbevorsorge geschrieben, sondern über den ethischen Wert und die kirchliche Auswirkung ihrer Werbearbeit. Und ich betone ausdrücklich, daß ich jedes Wort aufrechterhalte und bereit bin, Preise auszuloben für den Nachweis irgend welcher Unrichtigkeit. Nur die Bemerkung über die Beteiligung sämtlicher Kirchenregierungen ist bereits berichtigt worden; sie ist darin begründet gewesen, daß uns der verantwortliche Leiter bei der Einführung in die Provinz Brandenburg und unserer Abwehr dagegen erklärt hat, alle anderen Landesteile hätten bereits ihre Zustimmung gegeben, und darum könne nicht durch Herausnehmen von Brandenburg eine Lücke im Bau gelassen werden.

Die Notwendigkeit der Sterbevorsorge und ihre Ueberlegenheit über die bisherigen evangelischen Sterbekassen glaubt Wagner aus ihrem raschen Aufstieg folgern zu können. Ich sage dagegen: Wenn sich die Kirchenbehörden und die sämtlichen Organisationen der IM in gleicher Weise eingesetzt hätten, so wäre jede beliebige andere Sterbekasse in gleicher oder noch stärkerer Weise emporgeblüht: erst recht wäre es möglich gewesen, das Vorhandene in dienender oder helfender Liebe auszubauen. Um z. B. auf die brandenburgischen Sterbekassen zu kommen: wir haben nie durch Agenten geworben, sondern bei einer kirchlichen Amtsstelle eine Kasse eingerichtet, die die Gemeindeglieder — und nur diese — benutzen konnten. Der Verkehr zwischen der kirchlichen Amtsstelle und den Gemeindegliedern sollte damit zugleich gehoben werden. Kirchenaustritt bedingte auch Verlust der Mitgliedschaft bei der Sterbekasse. Das ist natürlich etwas ganz Anderes, als wenn man das Land mit Agenten überschwemmt, die um jeden Preis Versicherungen abschließen müssen, wenn sie nicht verhungern wollen. Und die Proletarisierung dieser Werbermassen habe ich der IM zum besonderen Vorwurf gemacht. Daß irgend eine auf versicherungsmathematischer Grundlage beruhende Sterbekasse sich „dankbar an die große Schwester angeschlossen hat", ist ganz ausgeschlossen. Mir würde ein Anschluß an dieses „evangelische Missionswerk" auch schon dadurch unmöglich gemacht, daß der katholische Großmakler Oskar Schunk von jeder Neuversicherung seinen Vorteil zieht, wogegen sich seiner Zeit schon so empört der Evangelische Bund gewendet hat. Meiner Berechnung nach hat Herr Schunk im Jahre 1930 an den Neuaufnahmen über 200 000 Mark verdient. Entweder arbeitet er dafür noch, dann ist die Sterbevorsorge nicht das Werk der IM, oder er bezieht nur weiter seine Maklergebühren, dann ist mir die Sache zu „kapitalistisch".

Zu den anderen Bemerkungen Wagners nur folgende Aktenstücke:

a) Brief eines Superintendenten vom 13. Dez. 1930 an mich als den Verbandsvorsitzenden der Ev. Begräbniskassen der Mark Brandenburg: „Der Kirchenkreis ... hat vor vielen Jahren den Begräbnisverein als kreissynodale Arbeit geschaffen. Die Kreissynode hat das ausdrücklich im letzten Jahre festgestellt. Meine Bitten an den Provinzialausschuß, uns fern zu bleiben, ziehen sich fast durch das ganze Jahr hin. Immer wieder weicht er aus. Jetzt nun mit Berufung auf Sie. Wir verlangen nur, daß in unserem Kirchenkreis ungestört durch die Propaganda der Sterbevorsorge unser Begräbnisverein in Segen weiterwirken kann. Sollte dies wirklich Ihren Abmachungen widersprechen?"

b) Bericht desselben Superintendenten vom 12. Jan. 1931: „Die gesamte Pfarrerschaft des Kirchenkreises ist sich darin einig, daß sie das Werk der Kreissynode unterstützt und die Konkurrenz der Sterbevorsorge nicht wünscht. Verschiedene Beschwerden der Pfarrer, daß die Vereinbarung durch die Werber der IM nicht innegehalten wird, gaben mir Anlaß, zunächst mit dem Werber mündlich zu verhandeln, dann als dies erfolglos war, den Provinzialausschuß schriftlich, zuerst am 3. April 1930, dann, als dies erfolglos war, auf Beschluß der Kreissynode erneut am 14. Juni, am 2. Juli und am 21. November zu bitten, daß er seinen Werbern die bindende Anweisung erteilt, daß sie im Kirchenkreise ... nicht werben sollen. Da alle diese Bitten nichts erreicht haben, wandte ich mich an Br. Schowalter ... Es ist höchst unerfreulich, wenn in denselben Gemeinden zwei demselben Zweck dienende evangelische Organisationen in eine sehr menschliche, wenig würdige Konkurrenz treten. Unsere Laien schütteln darüber den Kopf."

c) Brief eines anderen Superintendenten vom 1. Nov. 1930: „Was der Vertreter der IM Ihnen sagte, ist Ausrede (es folgen noch viel kräftigere Ausdrücke, die ich weglasse). Der Vertreter der Sterbevorsorge bricht rücksichtslos in den Kirchenkreis ... ein ... Ich erhebe bei Ihnen als unserem Vorsitzenden schärfsten Protest gegen dieses Vorgehen. Macht der Provinzialausschuß für IM diesem Vorgehen kein Ende und ruft seinen Bezirksleiter zurück, so kann man ihm den Vorwurf des Wortbruchs nicht ersparen. Wir haben hier 1800 Mitglieder; es ist möglich, daß die Sterbevorsorge einige neue findet, aber das ist belanglos gegenüber dem angerichteten Schaden. Es wird von ernsten Christen bedauert, von anderen mit spöttischer Freude registriert, daß zwei kirchliche Vereinigungen mit einander kämpfen und für sich Mitglieder zu gewinnen suchen ... Indem ich Sie dringend um Abhilfe bitte, bleibe ich usw."

Genügt das? Ich habe noch ein Dutzend ähnliche Briefe in meinen Akten. Auch aus anderen Landesteilen. Ich füge hinzu d) folgende Annonce der Sterbevorsorge: „Für soziale Einrichtung der IM werden sofort arbeitsfreudige, redegewandte Herren und Damen mit guter Kleidung bei täglicher Bareinnahme gesucht"; e) aus dem Brief eines ehemaligen süddeutschen Bezirksleiters: „Die E. V. Z. hat allein im Bezirk ... mehr Landstreicher auf die Straße gesetzt,

als dem Altvater Bodelschwingh in seinem ganzen tatenreichen Leben je von der Landstraße heraufzuholen vergönnt war." (Das ist natürlich eine Uebertreibung, aber diese Proletarisierung von Tausenden von Provisionswerbern ist eine Tatsache, die mir an vielen vielen Beispielen kürzlich ein norddeutscher Bezirksleiter nachwies. Schon in einem Rundschreiben des CA vom 25. April 1929 wurde die Zahl der regelmäßigen Werber auf 4000 angegeben, die seitdem vielfach vermehrt und ausgetauscht wurden. Ein Heer von Anklägern wächst in den enttäuschten Werbern heran.)

3. Auch für die Devaheim nur Tatsachen:

a) In der Aufsichtsratssitzung vom 26. August 1930, der ersten, die seit dem 21. Juni auf vieles Drängen hin zu erreichen war, bat ich vergebens, die Werbung für Devaheim und Deuzag völlig zu trennen, weil die Deuzagwerbung nicht Sache der JM sein könne.

b) In der Aufsichtsratssitzung vom 8. Dezember, der nächsten, bei der ich teilnehmen konnte, forderte ich die Vorlegung laufender Nachweise über die Einzahlung und Verwendung der Spargelder. Es wird entgegnet, das mache zu viel Arbeit, die Büros (die tatsächlich bummelten) seien überlastet (die Fachmänner des CA sind mit dieser Abwehr einverstanden). Da aber mein Antrag doch später noch weiterverhandelt werden soll (Niemand hat daran gedacht, es tatsächlich zu tun), legt Jeppel sein Amt nieder, weil ihm die Hände gebunden würden und das volle Vertrauen fehle. Er wird beschworen zu bleiben.

c) Vor der nächsten Sitzung am 29. Dezember bitte ich drei Herren des Aufsichtsrates, darunter D. Steinweg, zu einer vertraulichen Besprechung, um ihnen mein Material gegen die Geschäftsführung vorzulegen. D. Steinweg muß im letzten Augenblick absagen, um an einer anderen Vorbesprechung für diese Sitzung teilzunehmen. In der Sitzung erklärt Herr Böhme, der Vertreter des Deutsch-Nationalen Handlungsgehilfenverbandes, daß er jede Zahl anzweifle, die Jeppel vorgetragen habe. Große Empörung. D. Mumm beantragt die Bildung einer engeren Kommission zur Prüfung vorliegender Bedenken, der ich angehören müsse. Es wird beschlossen, die Kommission durch den CA bilden zu lassen, der weder mich zuzieht noch Böhme.

d) Ich sende dem CA für die Kommission schriftlich meine Bedenken zu mit einem Protest gegen die Grenzverwischung zwischen Devaheim und Deuzag und gegen die Auszahlung von 100 000 M. an Jeppel. Darin steht wörtlich: „Bei den bisherigen Zuteilungen der Devaheim sind Mittel der Deuzag verwendet (etwa zwei Millionen), seit Oktober sind außerdem für Zuteilung zwischen den Terminen, die statutarisch überhaupt unzulässig sind, weitere zwei Millionen von der Deuzag entliehen. Das bewiese entweder, daß die Devaheim freiwillig über ihre Kräfte zugeteilt hat oder daß sie ihre pflichtmäßigen Zuteilungen nicht aus eigener Kraft auszahlen konnte. In Wirklichkeit hat die Devaheim vier Millionen Forderungen an die Baugenossenschaft Mülheim und Deutsche Heimstätten- und Bodenkreditbank." Es wird um Aufklärung dieser Punkte ersucht, es hat sich aber Niemand dafür interessiert. Dagegen wurde in der kurz darauffolgenden Vertreterversammlung beschlossen, daß ich nur Gast im Aufsichtsrat sei. Als ich in der ersten Sitzung der Notgemeinschaft darauf hinwies, daß ich rechtzeitig gewarnt habe, bestritt D. Steinweg, solch ein Schreiben von mir erhalten zu haben; am 5. Juni entschuldigte er sich dann damit, daß er es „unmittelbar an Herrn Möller als Sachbearbeiter weitergegeben" und so aus dem Gedächtnis verloren habe. Herr Möller hat mir, nachdem ich ihn noch einmal telefonisch darum ersucht hatte, am 24. Januar geantwortet: „Eine andere Verwendung der Gelder der Devaheim als zu pflichtmäßigen Zuteilungen ist auch bisher nicht erfolgt... Hinsichtlich der vier Millionen Forderungen an die Baugenossenschaft kann ich Ihnen schon jetzt sagen, daß Sie offensichtlich (nur) die Debitoren gesehen haben, ohne sich um die Kreditoren zu kümmern (!). Schon ein kurzer Blick in die Revisionsberichte der Union Treuhand Ges. dürfte darüber Aufschluß geben (!) . . . Eine derartige Ausbeutung des heutigen Zinssystems (scil. wie in den Kapitalbildungsverträgen) halte ich für nützlich, richtig und begrüßenswert . . . Die Auszahlung von 100 000 M. (an Jeppel) könnte m. E. auch dann verantwortet werden, wenn sie erfolgt wäre." Auf meine ausführliche Entgegnung erhielt ich am 30. Januar folgende Antwort: „Ich kann auch heute noch nicht anerkennen, daß die Angelegenheit der Zwischenkredite nicht richtig gehandhabt wird... Auch die GdF (Wüstenrot) gibt diese Zwischenkredite. Wenn wir den m. E. richtigeren (!) Weg gehen, daß die Zwischenkredite nicht direkt, sondern über die Heimstätten- und Bodenbank gegeben werden, so kann ich nicht sehen, wo da Bedenken geltend gemacht werden können . . . Für die Besoldung, die Herr Dir. Jeppel jetzt bekommt, erhalten wir vielleicht ‚jeden beliebigen Direktor'. Aber gerade in der Beurteilung des H. Dir. Jeppel scheint zwischen uns eine der grundlegendsten Differenzen zu bestehen. Ich halte J. für einen persönlich absolut zuverlässigen Menschen, mit einer ganz ungewöhnlich raschen Auffassungsgabe und mit sonstigen ganz ungewöhnlichen Fähigkeiten. Ich schätze ihn auch charakterlich sehr hoch ein . . . Ich werde den Bericht (der Kommission) auch der Kirchenbehörde zugänglich machen können und bitte nur, daß, soviel es an Ihnen liegen sollte, Sie darauf einwirken, daß eine Stellungnahme für oder gegen die beiden Unternehmungen (Devaheim und Deuzag) erst dann angestrebt wird, wenn der Bericht fertig ist. M. E. hat die Kirchenbehörde gar keine Veranlassung (!), ein sie präjudizierendes Urteil abzugeben ... Ich bin überzeugt, daß, wenn man nur den beiden Gesellschaften Raum läßt zu einer ruhigen Entwicklung, beide Gesellschaften in kurzen Jahren ein Bedeutung haben werden, die sich auch für die Kirche außerordentlich auswirken wird . . . Ich weiß (!), daß Herr Jeppel, Herr D. Cremer und die sonst in den beiden Gesellschaften maßgeblichen Menschen sich aufs lebhafteste der Verantwortung bewußt sind, die sie mit den Unternehmen tragen."

Nach diesem Beweis der Unbelehrbarkeit schied ich aus. Nachdrücklich betone ich, daß jeder halbwegs geschäftskundige Mensch in ein bis zwei Stunden sich von der Unhaltbarkeit der Verhältnisse überzeugen konnte, da sie allen Buchhaltern bekannt war (etwas Anderes ist natürlich die Nachprüfung der einzelnen Konten, Sicherheiten, der Kartei usw.). Als ich meinen Austritt erklärte unter dem Vorwurf, daß die wichtigsten Dinge verschwiegen würden, ließ mir der Aufsichtsrat durch D. Cremer noch am 15. April 1931 antworten, man habe nur mir manches verschweigen müssen, weil ich direkte Informationen von einzelnen Angestellten eingezogen hätte. Die Fachgrößen haben das leider nicht getan, sondern sich von Jeppel in geradezu unglaublicher Weise düpieren lassen, und zur selbständigen Prüfung waren sie außerstande. In demselben Schreiben (also nach der am 17. März erfolgten Uebergabe des Berichtes der „Sachverständigenkommission" des Central-Ausschusses) ließ mir der Aufsichtsrat (also auch der CA selbst) mitteilen, daß „die Verhandlungen der letzten Monate gerade darauf gerichtet gewesen seien, auch bei der Deuzag den bestimmenden Einfluß der JM dauernd zu sichern" (!); daß die Devaheim ebenso wie die Deuzag „ein rein wirtschaftliches (!!) Unternehmen" sei, und daß die Rückstellung von 100 000 M. für Jeppel dem Verfahren „bei den Gesellschaften verwandter Art" entspräche.

Habe ich nun irgendwie in meinen „Irrwegen" zu viel gesagt?*) Ich hätte viel lieber geholfen und würde lieber helfen als anzuklagen. Ich hoffe aber, es ist nunmehr klar, daß es sich nicht etwa um den Zusammenbruch einer „Pastorenwirtschaft" handelt — die „Sachverständigen" sind viel schlimmer gewesen als die Pastoren und sind es noch, und zwar auf fast allen Gebieten —, sondern daß an dem System Pastoren und Nichtpastoren in gleicher Weise scheitern müssen. Es sind „Irrwege", und daran läßt sich nichts deuteln.

Berlin August Schowalter

Die heilige Elisabeth im Licht moderner Seelenforschung

Das Leben der Heiligen Elisabeth von Thüringen. Das Abbild einer mittelalterlichen Seele. Von Elisabeth Busse-Wilson. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung 1931. 339 S. Geb. 12 M.

1

Unter den Schriften, die in diesem Jahr zum Gedächtnis des Todes der hl. Elisabeth von Thüringen erscheinen, bleibt wohl die umfänglichste die vorliegende, die die Freudschülerin Elisabeth Busse-Wilson zur Verfasserin hat. Sie ist auch die anspruchsvollste. Dies Buch beansprucht, zum erstenmal das wahre Geschichtsbild der volkstümlichen, romantisch verklärten Heiligen zu enthüllen und die Unzulänglichkeit aller bisherigen Elisabethforschung abschließend darzutun. „Die Geschichtschreibung des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts ist tatsächlich nicht minder einseitig und zeitgebunden wie (!) die uns naiv anmutende Glorifizierung eines christlichen Helden durch die mittelalterliche Novellistik . . . Die Deutung und Auffassung der hl. Elisabeth von Thüringen durch die Schriftsteller des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts ist ein solcher moderner Mythos. Trotz der Kenntnis der Urquellen und

*) Eine besondere Entdeckung glaubt Dr. Waaner in meiner „unrichtigen" Angabe der Provisionssätze der JM und in der Erkenntnis gemacht zu haben, daß zwischen ein halb Prozent und ein halb pro Mille ein „nicht unerheblicher Unterschied" sei (Sp. 997). Aber die JM bekam ein halb pro Mille, wenn sie die Werbung nur mit ihrem Ansehen und ihren Empfehlungen unterstützte. Sie hatte also durchaus die Stellung eines General- oder Territorialagenten, wobei jedoch einzelne Landes- oder Provinzialkirchen freiwillig auf die ihnen zukommende Provision verzichteten. Wenn sie aber die Aufnahme selbst machte — und das Recht dazu war ihr vorbehalten, und sie übte es auch tatsächlich in einigen Landeskirchen aus —, so bekam sie auch ein halb Prozent und war dann Agent und Generalagent zugleich.

trotz aller kritischen Quellenanalyse übernehmen diese mit einer treuherzigen Sachlichkeit die überlieferten Tatbestände, ohne zu spüren, was hinter ihnen steht. Unbeirrt erzählen sie sie weiter, so wie sie schon im Libellus und in der Epistola stehen, einem Kinde vergleichbar, das jede quellenklare Flüssigkeit für reines, klares Wasser hält." (S. 3.)

Die sei es romantisch verherrlichenden, sei es rationalistisch verharmlosenden und verbürgerlichenden Elisabethbiographen sind durch die Tiefenpsychologie entlarvt: „ein Wunschbild, das im kollektiven Unterbewußtsein der männlich-bestimmten Gesellschaft verankert ist, schuf.. dieses moralische Klischee von der landesmütterlichen und frommen Wohltäterin." (S. 5.)*) Diese Legende gilt es zu zerstören, das Numinose eines im religiösen Sinn pathetischen und heroischen Leidens einer echten Heiligen gilt es wieder zu entdecken (S. 5). Das Große an dieser Frau ist der Wille zur Krankheit, zum Tode (S. 5). Alle ihre heiligenmäßigen Tugenden — in der katholischen Kirche sagt man „heiligmäßig" — hat sie erkauft durch ein würdeloses Abhängigkeitsverhältnis zu ihrem Beichtvater Konrad von Marburg, der bis zu ihrem Tode eine furchtbare geschlechtlich-ungeschlechtliche Tyrannei über sie errichtete. Diese unwürdige Dulderrolle unter ihrem Seelenbesitzer macht die historische Elisabeth zu einer tragischen Gestalt. Sie endet in planvoller Selbstauslöschung. In ihrer ausweglosen Lage war die letzte für sie mögliche Form der Selbsterhaltung eben die Selbstvernichtung: Der Tod der letzte Protest des Lebens (S. 6). Die fraulich minniglichen Porträtmaske muß Elisabeth abgenommen, sie muß in der Geschichte von der schönen Hildegundis, der sie die Haare abschnitt und die dann als Dienerin in ihr Hospital eintrat, sogar als ein triebhaftes, verbittertes, um sein Lebensglück betrogenes Weib erkannt werden (S. 12). Der rührenden Geschichtslüge, der inadäquaten Verbürgerlichung gotischer Größe muß das furchtbare, aber wahrhaftige Leidensbild entgegengesetzt werden. Elisabeths Niederlagen — und ihr Leben besteht eigentlich nur aus Niederlagen — sind aber innerhalb der mittelalterlichen Lebensstimmung bewußten Opfertums wertvoller als ihre „Taten". „Sie entwickelte die ‚Kunst zu leiden', wie wir den Inhalt ihres Lebens nennen können." Die Leidensbereitschaft ist die religiöse Lebensphilosophie des mittelalterlichen Menschen schlechthin, der dauernd eine Art Schicksalsunterbietung zuwege bringt, um sein ausweglosses Leben erträglich zu machen (S. 6 f). Das eigentliche Leidensgeheimnis Elisabeths ist ihr Verhältnis zu Konrad von Marburg, das Verhältnis einer extremen Hörigen zu einem sadistischen Mönch — so nennt ihn die Verfasserin mit Vorliebe, obwohl ihr bekannt ist, daß Konrad Weltgeistlicher war (S. 20, 28, 116). Ja „während die Natur sonst selten ‚reine Typen' entstehen läßt, begab sich bei diesem Paare der Fall, daß ein reiner ‚Sadist' und eine reine ‚Masochistin' sich begegneten" (28, 120). Nicht eigentlich dem Erweis, sondern der Entfaltung dieser These ist das Buch gewidmet.

2

Von solchem Standort aus wird das neue und wahre Bild der hl. Elisabeth entworfen. Zwar sagt Hauck in seiner Kirchengeschichte Deutschlands (4, 925), daß wir auf ein scharfes Bild der geschichtlichen Elisabeth bei der Beschaffenheit der Quellen verzichten müssen; zwar billigt die Verfasserin selbst dem Elisabethforscher Karl Wenck zu, daß er gewissermaßen das Gerippe dessen herausgeschält habe, was in Elisabeths Leben als „historisch" im engsten Sinn angesprochen werden könne (S. 335), trotzdem wagt sie es, die Geschichte einer mittelalterlichen Seele aufzuschreiben (S. 19).

Im vierten Lebensjahr als Pfand eines politischen Bündnisses nach Eisenach an den thüringischen Hof verbracht und dem Thronerben Ludwig zur Braut bestimmt, Tochter des willensschwachen Andreas II., Königs von Ungarn, und seiner Gemahlin Gertrud aus dem Hause von Andechs-Meran, die um ihrer deutschen Politik, wie um ihrer Verschwendungssucht und Raffgier willen durch Mörderhand fiel, Nichte der nachmals heilig gesprochenen Herzogin von Schlesien, Hedwig, in den ersten Lebensjahren entwurzelt, sippenlos, ward das Kind einsam, altklug, frühreif, früherwachsen — und unsozial, früh auch schon mit einem Zug zu den Geringen behaftet. Eine Neigung zu frommen Uebungen zeigt sich im kindlichen Spiel.

Als Ludwig IV. nach dem Tode seines Vaters Hermann den Landgrafenthron bestieg, führte er trotz mancher Gegeneinflüsse am Hof die Vierzehnjährige heim. Die glänzende Hofhaltung, die Landgraf Hermann, der Gönner der Dichter und Sänger, geführt hatte, wich einem einfachen Stil. Mit ihrem Modeboykott und ihrem Gegensatz gegen die Gesellschaft erwarb sich die junge Landgräfin bei den Liebhabern der früheren prunkenden Lebensform keine Freunde. Dagegen war sie um so glücklicher in ihrer Ehe, einer Liebesehe in der Zeit der patriarchalischen Eheschließungen. „Sie liebte ihren eigenen Mann!" (S. 49.) In den ersten Ehejahren, in denen sie ihrem Gatten zwei Kinder schenkte, kam sie durch Bruder Rodeger unter den Einfluß des franziskanischen Geistes. Ihre Frömmigkeit äußerte sich nun auch in nächtlichen Pönitenzen, sie ließ sich zum Gebete wecken oder von ihren Mägden geißeln. Sie hatte das Bedürfnis, sich von ihrem Gatten loszureißen, „gerade, wenn sie glücklich gewesen war" (S. 56); der Text sagt: Licet non possim semper orare, tamen hanc vim faciam carni meae, quod avellor a predilecto marito meo (Huyskens Ausgabe des Lib. 1911 p. 22). Und sie konnte sich in barmherzigen Werken nicht genug tun. In allem ließ sie der Landgraf mit freundlicher Schonung gewähren. Elisabeth pflegte selbst die Kranken in dem unterhalb der Wartburg von ihr begründeten Hospital und entfaltete in dem Mißjahr 1226 in Abwesenheit Ludwigs jene großartige Wohltätigkeit, deren Gedächtnis für immer mit ihrem Namen verknüpft ist. Selbst die Verfasserin, die der mittelalterlichen Karitas ablehnend gegenübersteht, erkennt doch an, daß Elisabeth in ihrer Art ohne Vorbild und gefühlsschöpferisch gewesen sei (S. 77 f). Auch bei diesen ungewöhnlichen Wegen stellte sich der Landgraf schirmend vor seine Frau. Wie konnte die Frau eines so gütigen und aufgeklärten Mannes zur Asketin und Weltverneinerin, ja, in ihrer zweiten Lebenshälfte zur leidenschaftlichen Bekämpferin ihrer Frauennatur werden? (S. 49.) Dies ist nur aus einer „Verdrängung" zu erklären. (S. 55, 59, 63.)

Mit Konrad von Marburg trat das Verhängnis in ihr Leben. Er nahm eine Vertrauensstellung bei dem Landgrafen ein; mit dessen Wissen legte Elisabeth — unter Vorbehalt der Rechte ihres Gatten — dem neuen Beichtiger ein Gehorsamsgelübde ab. Vom ersten Augenblicke an waren Beide einander verfallen (S. 120). Sie konnten nicht ohne einander leben, der Eine nährte die Triebwünsche des Andern (S. 122). Es wäre falsch, zu sagen, daß sie sich geliebt hätten (S. 120). Konrad versachlicht das Verhältnis zu Elisabeth bis zum Aeußersten, aber um so mehr mußte der betrogene Eros sich rächen durch einen zwar äußerlich asexuellen, aber um so hemmungsloseren Sadismus (S. 117). Die interessante, religiöse junge Frau packte Konrads Seele mit Macht. Aber auch hier verwandelte sich die Verfallenheit in eine Art pervertierter Quälsucht (S. 117 f). Das Sichanklammern an die junge religiöse Frau zeigt ein echtes tragisches Erlösungsbedürfnis (S. 118). Doch sind Beide im religiösen Lebenswerk immer auseinandergegangen, er puritanisch, sie franziskanisch einfach. Konrad war Machtpolitiker, eine unreligiöse Natur, sie eine echteste Jüngerin des hl. Franz (S. 121). Konrads Seele war bereits in der Zeit des Aufenhalts auf der Wartburg ein ausgebrannter Krater, und der Machttrieb war bei ihm an die Stelle des Liebesverlangens getreten

*) Im Original gesperrt.

(S. 122). Durch das Speiseverbot — es muß übrigens aus der kirchlichen Zeitlage heraus verstanden werden — schlug Konrad das zarte Gewissen seines Beichtkindes in Fesseln. Der Gatte, den er zur Teilnahme am Kreuzzug bestimmt hatte, und der noch vor der Abfahrt in Otranto einer Seuche erlag, war, wie die Verfasserin sagt, „durch einen glücklichen Zufall eliminiert" (S. 195); und die Kinder, die der geschlechtslosen Gemeinschaft im Wege standen, wurden der Witwe entzogen, zuletzt das jüngste nachgeborene Töchterchen, das die Mutter in das Marburger Hospital mitgebracht hatte.

Nach der Zeit der tiefsten Erschütterung durch Ludwigs Tod verläßt Elisabeth die Wartburg: „Die Vertreibung der hl. Elisabeth", wie es im Gegensatz zur neueren Elisabethforschung, die nur an Rentenentziehung und einen dadurch hervorgerufenen Gewissenskonflikt denkt; die Verfasserin ansieht. Richtig aber erkennt sie, daß Elisabeth den Versuch macht, das im Herzen gehegte franziskanische Ideal der vollkommenen Armut zu verwirklichen — die Verfasserin meint: in Lossagung von ihrem abwesenden Beichtiger. Wie dieser Versuch mißlingt, Elisabeth zu ihrem Oheim, dem Bischof Ekbert, nach Bamberg gebracht wird, wie sie dort mit den Vasallen zusammentrifft, die ihres Herrn Gebeine zur angestammten Gruft zurückführen, wie sie mit diesen sich nach Thüringen wendet und immer noch in Dürftigkeit nach Marburg — ihre „Kapitulation" vor Konrad nennt es die Verfasserin —, das bildet den Zwischenakt, der die beiden ungleichen Hälften ihres Lebens trennt: Dort die Landgräfin in fürstlichen Ehren und fürstlichem Wohlstand, hier die Tertiarierin des hl. Franz im grauen Gewande, die Pflegerin der Kranken und Armen ihres Hospitals.

In Marburg erfüllt sich das Schicksal der „Gefangenen" Konrads. Nach dem Tode Ludwigs hatte Gregor IX. Konrad die Seelsorge an Elisabeth übergeben und ihn zugleich zu ihrem Defensor bestellt. Als solcher erlangte er die Ausfolgung des Wittums, auf dessen Einkünfte hin er für Elisabeth das denkwürdige Hospital in Marburg errichtete. In diesen letzten Jahren ihres jungen Lebens führt er an Elisabeth ein Programm der Selbstbrechung durch, er einem Dompteur vergleichbar. „Doch erhält nach vollbrachter Leistung das Tier vom Lehrmeister wenigstens einen Leckerbissen oder eine Liebkosung, während jeder versöhnliche Abschluß bei der moralischen Dressur Meister Konrads fortfällt; denn Elisabeth hatte nur Prügel und neue Brechungen zu erwarten" (S. 217). Zwischen beiden ist eine geistliche Ehe aufgerichtet, geschlechtlose, aber unbedingte Monogamie (S. 219), ein Verhältnis, das zu hundert Prozent aus Sexualität bestand, überbaut durch geistliche Werkgemeinschaft (S. 110). Es ist ein grauenhafter Geschlechterkampf (S. 111). Konrads „heftiges Interesse an der unglücklichen Frau war allein von seinen persönlichen, ihm selber unbewußten Triebwünschen und den dunklen Bezirken seiner Mönchssexualität aus bestimmt" (S. 219). „Die Vermutung der Historiker, er habe mit seiner fanatischen Strenge und Härte nur auf eine sachliche Dressur zur Heiligen hingearbeitet, ist eine logificatio ex eventu" (S. 219). Tränen und Leiden, die er Elisabeth erpreßt hatte, „waren für ihn ein seelischer Genuß, der mehr wog als alle normalen Liebesgenüsse, und auch mehr als das Wimmern der Ketzer, die er bald verbrennen sollte" (S. 221).

An die Stelle der rührigen und nimmermüden karitativen Aktivität der früheren Zeit tritt jetzt bei Elisabeth ein resignierter Passivismus, ein Sieg der Unnatur über die Natur; der aus Enttäuschung geborene Lebensverzicht wirkt sich immer rückhaltloser aus, die einst der Selbsterhaltung dienende Askese wird unmittelbar lebensfeindlich, zielt auf Selbstvernichtung; Elisabeth ist schon vor dem Tod eine lebendig Tote. Aber eben durch die Fähigkeit, aus Schmerz die vollkommenste Freude der Gottesnähe zu machen, wird sie als schlechthin echte Religiöse erwiesen (S. 182). Das Jasagen zu ihrem Elend, auch der geschlechtlichen Abhängigkeit ist das eigentlich Schöpferische und Heiligenmäßige an ihr. Ihr wahres Werk ist ihre Leidensfähigkeit, ihr Untergang, ihr Tod (S. 150). „Vierundzwanzigjährig gelang ihr ... die Flucht in den Tod" (S. 26).

3

Ist dieses neue Bild der hl. Elisabeth aus den geschichtlichen Quellen geschöpft, oder ist es eine psychoanalytische Konstruktion? Die Absicht der Verfasserin geht dahin, die Persönlichkeit der Heiligen auf Grund der Ueberlieferung gestaltpsychologisch aufzubauen. Ihre Hauptquelle ist der Libellus: Aussagen der vier Dienerinnen bei dem zur Vorbereitung der Heiligsprechung angeordneten Verhör. Geringer schätzt sie den geschichtlichen Wert der Epistola ein: den Bericht Konrads an Gregor IX. in derselben Angelegenheit. Um so mehr wäre eine Erklärung darüber angezeigt gewesen, warum sie sich für die kürzere Rezension des Libellus, den sie überdies ohne jede Stellenangabe und nicht ohne Druckfehler (ist der wiederholte Nominativ Summam (Summan) vitae S. 291, 332 auch Druckfehler?) anführt, entschieden hat. Huyskens hat in Auseinandersetzung mit Karl Wencks Kritik 1911 auch die längere Rezension veröffentlicht, die Busse-Wilson nicht erwähnt. Ein Fragment aus einer Koblenzer Handschrift des Elisabethlebens wird benützt, ohne daß der Leser über Herkunft und Wert der Handschrift unterrichtet würde (S. 224). Unter den angeführten Quellen erscheint auch die Legende der hl. Elisabeth, herausgegeben von Lulu von Strauß und Torney (Deutsche Volkheit, Eugen Diederichs Verlag)! Während die Literatur über Elisabeth und Konrad zahlreich aufgeführt wird, ist der Katalog über die allgemeine Literatur äußerst mager. An religions- und kulturgeschichtlichen Werken sind eigentlich nur hervorzuheben P. Mefert, Charitas und Krankenwesen bis zum Ausgang des Mittelalters und eine andere Schrift dieses Verfassers — es handelt sich wohl um Franz Meffert — und Karl Birnbaum, Grundzüge der Kulturpsychopathologie, München 1924 (70 S.). Als „Literatur" figuriert auch die Bayerische Hebammenzeitung (S. 323). Das genügt nicht, zumal die Verfasserin mit dem Anspruch auf maßgebende Erkenntnis über eine ganze Reihe allgemeiner Erscheinungen handelt wie Hohenstaufenkultur, volkswirtschaftliche Zustände, mittelalterliche Sittlichkeit, Minnedienst und Minnesang (ohne die neuere Problematik zu kennen), Sozialethik, mittelalterliche Karitas, Franziskanismus, Askese, Armutsideal, Frühchristentum, mittelalterliches Seelentum, nicht zu vergessen das Geschlechtsleben nach seinen verschiedenen Seiten. Ihre allgemeinen, oft dezidierten Ausführungen verraten denn auch durch den Mangel an Einzelanschauung, an Abtönung und an der Zurückhaltung, die der wirkliche Kenner übt, die sekundäre Herkunft.

Der Aufbau des Buches ist dieser. Nach einer grundsätzlichen Einleitung (Kap. 1—4) wird Elisabeths Leben beschrieben, nämlich bis zum Verlassen der Wartburg (Kap. 5—18), dann werden in sechs Kapiteln, die die Uebergangszeit zwischen Wartburg und Marburg behandeln, die Umrisse des Heiligenlebens gezeichnet und in Kapitel 25—40 unter dem Titel „Die Poverella von Marburg" die Marburger Jahre der Heiligen und der Ausgang Konrads von Marburg geschildert. Von den beiden letzten Kapiteln trägt das erste die sensationell gemeinte, aber unrichtige Ueberschrift: „Durch Politik zur Heiligkeit". Die des zweiten: „Die Verkultung des Stoffes" ist so wenig geschmackvoll wie „Das moralische Klischee" (S. 5). Eine Heiligsprechung ist in der Regel zugleich ein kirchenpolitischer Akt; im Fall der Elisabeth hätte der päpstliche Stuhl die Stimme des Volkes, das die Verstorbene von sich aus heilig sprach, nicht mißachten können. Daß die amtliche Heiligsprechung nicht noch rascher erfolgte, das lag an den gespannten Verhältnissen zwischen Gre-

gor IX. und den deutschen Bischöfen, auch — was nicht beachtet zu werden pflegt — an dem kriegerischen Konflikt zwischen Konrad von Thüringen und dem maßgebenden Erzbischof Siegfried III. von Mainz, der über den Landgrafen den Bann verhängte. „Heiligkeit" aber konnte und kann kein Papst verleihen.

Das letzte Kapitel, das die Heiligenverehrung nur in ihrer materialisierten Form betrachtet, ist für den gläubigen Katholiken verletzend, es verstößt mit seinem geringschätzigen Tone überhaupt gegen das feine und vornehme Gefühl. Dazu ist es sachlich ungenügend. Es ist alles gesagt, wenn die Verfasserin sich zu dem ungeheuerlichen Satz über die hl. Elisabeth versteigt: „Die wirkliche Heiligkeit ihrer Persönlichkeit . . . interessierte im Mittelalter Niemanden" (S. 325). Daß die Verfasserin zwischen die beiden Hauptabschnitte einen Abschnitt unter dem Titel „Das Heiligenleben" einschiebt, führt notwendig Fehlerquellen mit sich. Die Marburger Jahre werden unter dem Gesichtswinkel gesehen, der hier gewonnen wird, das Urteil ist schon vorgebildet. Und zum Heiligenleben gehört auch der Marburger Aufenthalt. Ja, wenn das Leben Elisabeths ein Heiligenleben ist, müssen die gestaltenden Kräfte im Zusammenhang des Lebensgangs wirksam gewesen sein und sind zusammenfassend erst am Ende zu übersehen. Die Tendenz der Verfasserin wird durch die gewählte Anlage allerdings gefördert.

Ihre Geschichtsmethode wird schon durch die starke und unkritische Heranziehung der Legende gekennzeichnet. „Abgesehen von den nachträglichen und falschen Kausalverknüpfungen spiegeln . . . auch Legenden immer wahrhafte Anlässe wider, die man nur analysieren muß" (S. 14). „Die Geschichte sagt . . . das Richtige. Die Legende sagt das Wahre . . . Sie hat immer recht, auch wenn sie historisch nicht Nachweisbares behauptet" (S. 16). Die Verfasserin traut sich zu, den wirklichen Kern solcher Ueberlieferungen entschlacken zu können. In ihrer Sprache, die sie gegen ältere Forscher handhabt, müßte man von einer kindlichen Harmlosigkeit gegenüber der Legende, deren eigenartige Wachstumsgesetze sie nicht kennt, reden. Uebertragene alte Legendenmotive wie das Rosenwunder oder das Leuchten des Angesichts, das ein Priester während des Gottesdienstes an der Heiligen entdeckt und das die Verfasserin mit weiblicher Naturalistik erklärt, werden rational abgeleitet. Der Verfasser eines historischen Romans darf so verfahren, „Geschichte" entsteht auf diese Weise nicht.

Diese subjektivistische Methode erstreckt sich auch auf die Textinterpretation. Die Dienerin Irmingard sagt aus, daß Elisabeth vor Magister Konrad Angst hatte, aber wie vor Gott. „Wenn wir einen sterblichen Menschen so sehr fürchten, wie muß man dann erst den allmächtigen Gott fürchten, der der Herr und Richter Aller ist" hatte Elisabeth gesagt. Nach Busse-Wilson besagt diese Aeußerung: „Konrad wirkt für sie als Stellvertreter des Herrgotts selber. Er ist Vater, Gottvater, Machthaber und Richter in einer Person; jene furchtbare alttestamentliche Gestalt, vor der die Menschen in den Staub sinken; ja noch mehr, eine Art Uebergott; denn — das ist der Sinn jener Worte — noch schrecklich furchtbarer als der Zuchtmeister kann auch selbst der allmächtige Weltenrichter nicht sein. Diese Funktion — wie sie jenes hochbedeutsame Bekenntnis verrät — war eben diejenige, die Konrad ihr gegenüber einnehmen wollte. Der Genuß dieser Vater-Gottvorstellung war ihm die vollkommenste Erfüllung seiner Wünsche". (S. 224.)

Damit ist der einfache, gar nicht mißdeutbare Sinn jenes Elisabethwortes in sein genaues Gegenteil verkehrt. Wie viele Christusvisionen sind uns aus dem Mittelalter überliefert! Die Christusvision der Elisabeth in den Eisenacher Elendstagen deutet die Verfasserin in ein ekstatisches Zwiegespräch zwischen Elisabeth und ihrem in die Seligkeit eingegangenen Gatten um (S. 181). Der Bericht gibt dazu keine Handhabe.

4

Bei derartigen subjektivistischen Gepflogenheiten ist es für die Beurteilung des Buches wichtig, festzustellen, wie sich die Verfasserin gegenüber gegebenen Tatbeständen verhält. Zu den Mindestforderungen, die an einen Biographen zu stellen sind, gehört, daß er eine zuverlässige Kenntnis der Oertlichkeiten, an denen das Leben seines Helden sich abspielt und die mit seinem Leben und Wirken in Zusammenhang stehen, besitzt.

Die Marburger Elisabethkirche, „die großartige Kathedrale der Deutschherrn" (S. 328), ist nach der Zeittafel der Verfasserin 1289 vollendet, wie sie im Text dem Leser einschärft (S. 328), nach fünfzig Jahren. Sie wundert sich über diese für das Mittelalter kurze Bauzeit. In Wahrheit sind die Ostteile nebst zwei Jochen des Langhauses am 1. Mai 1283 geweiht und durch eine Mauer gegen das nur im Rohbau fertige übrige Langhaus abgetrennt worden. Noch waren die vier Westjoche des Mittelschiffs nicht gewölbt, Fassaden und Türme unvollendet. Nicht einmal die Ausstattung der geweihten Teile war schon beendet. Wie die Formen der Fassade ausweisen, ist das Langhaus mit den Türmen erst gegen 1350 vollständig ausgebaut worden.

Und nun das Hospital. Nach der Verfasserin lag es auf der Südseite der heutigen Elisabethkirche (S. 206) und — wie auf derselben Seite zu lesen ist — ist die Stelle der Kapelle heute vom nördlichen Querarm bedeckt. Es braucht dem Leser kaum erst gesagt zu werden, daß dies unmöglich ist. Hospital und Kapelle hingen zusammen, die Lage der Kapelle und damit des Hospitals ist durch das Elisabethgrab kenntlich, das nach Abbruch der Hospitalkapelle und des Hospitalbaus zuerst von Konrads Wallfahrts- und Deutschordensherrnkirche und dann, als auch diese um 1250 fallen mußte, vom Nordquerarm, der berühmten Elisabethkirche überbaut wurde. Auf die weiteren Verwirrungen, die der Verfasserin mit diesem Hospital, der Firmanei, dem späteren Neubau des Elisabethhospitals an der heute noch mit einer Chorruine bezeichneten Stelle zugestoßen sind, — auch über die erste Wallfahrtskirche ist sie falsch unterrichtet, — auf die veralteten Angaben über das kostbarste Kleinod der Elisabethkirche, den Reliquienschrein der Heiligen, und über den Verbleib der Reliquien wollen wir nicht eingehen.

Auch andere Irrtümer seien hier übergangen, es sei nur noch erwähnt, daß selbst bei den Daten des Elisabethlebens nicht alles stimmt. Die Verfasserin gibt richtig als Todestag der Heiligen den 17. November 1231 an (S. 278, Zeittafel). Dagegen heißt es von dem Schwager der Verstorbenen, dem Landgrafen Konrad, er habe seinen Eintritt in den Deutschorden nicht ohne Bedacht an Elisabeths Todestag, dem 18. November, vollzogen (S. 309). Der Begräbnistag Elisabeths ist der 19. November, ihr Gedächtnistag in der katholischen Kirche. Der Libellus (a. a. O. p. 79) berichtet, daß der Leichnam von der Stunde des Todes an bis zum vierten Tag aufgebahrt gewesen sei. Er rechnet, wie auch die Epistola, den Tag von Sonnenaufgang zu Sonnenaufgang, Elisabeth war aber bald nach Mitternacht — also nach alter Rechnung — am 16. November verschieden. Die Verfasserin, die nur die Zeitspanne vom 17. bis 19. November zur Verfügung hat, macht daraus „die üblichen vier Tage" (S. 279). Mit der „philologischen Treuherzigkeit", die sie so gern bespöttelt, wäre in allen diesen Fällen das Richtige leicht zu ermitteln gewesen. Wer so oberflächlich und nachlässig mit einfachen Tatbeständen umgeht, dem steht der überhebliche Ton, der durch das ganze Buch hindurchgeht, übel an, zumal gegenüber den Forschern, ohne deren grundlegende Arbeiten dieses Buch überhaupt nicht zustande gekommen wäre.

Da die Verfasserin sich berufen fühlt, die geschichtliche Auffassung des Mittelalters im Ganzen und im Einzelnen zu berichtigen, sollen wenigstens einige ihrer Geschichtsurteile dem Leser vorgelegt werden. Vom Frühchristentum heißt es: Die christliche Ethik der Frühzeit ist „ein klas-

fisches Zeugnis einer Binnenmoral, eines in Wahrheit intoleranten Denkens ohne demokratische Versöhnungsabsicht. Nichts hat diesem Denken ferner gelegen als die Feindesliebe" (S. 246). Die Vermengung der weltlichen und der religiösen Askese veranschaulicht der Satz: „daß der Mensch des bürgerlichen Zeitalters, namentlich seiner Spätkultur, in seiner Gesamtheit bei weitem asketischer ist, als es der des Mittelalters war, dessen Askese eine solche Bewunderung erfährt" S. 60). Nach Busse-Wilson ist die Verquikkung von Religion und Wirtschaft bis zum Urfranziskanertum noch nicht als Unsauberkeit empfunden worden (S. 90). Man denke an die gegenkirchlichen Bewegungen des 12. Jahrhunderts oder an das vielleicht schon zu Heinrichs IV. Zeiten in den weltlichen Kreisen umlaufende Geldevangelium, die schärfste und bitterste Kritik, die die Finanzgebarung des Papsttums überhaupt je erfahren hat. Ohne den Anstoß eines persönlichen furchtbaren Schicksals sind auch Franziskus und Elisabeth nicht zu heiligen Menschen geworden. „Das furchtbare Schicksal" des heiligen Franz bestand darin, daß er als Kaufmannssohn nicht in die ritterlichen Kreise eindringen konnte (S. 148). „Es liegt überhaupt ein völliges Mißverständnis vor, wenn der Moderne in die mittelalterliche Seele eine grundsätzliche dualistische Gespaltenheit zwischen irdischen und geistigen Werten hineinträgt" (S. 90). Der heilige Franz wird von der Religionsgeschichte gern als Vorläufer des Protestantismus angesprochen, er hat auch „unbedingt Neues" gebracht. „Nicht die Kritik an der geistigen Verflachung und dem Materialismus des Klerus war des Franziskus besondere Leistung (wie später die der Aufrufe Luthers)" (S. 59, 92 f). Die hl. Elisabeth — die Teilhaberin einer Kulturperiode, die die Frau vergottete — aus dem Willen zum Unerhörten und Unbedingten heraus dem Leprosenkult ergeben, hatte an einer abgelegenen Stelle ihres Gartens mit einem krätzigen Bettler eine ‚karitative Schäferstunde'" (S. 103). „Der hl. Elisabeth ‚Demut' ist aufzufassen als eine Aeußerungsform der seelischen Tiefstapelei" (S. 250); „wenn für unser Empfinden das Ethos von der Demut . . . manchmal nicht ohne einen leicht antiquierten Beigeschmack ist, so rührt das nicht daher, daß diese Tugend jetzt weniger Ansehen genießt, sondern gerade umgekehrt daher, daß sie gerade wie die Sexualaskese, unbewußt moralisches Allgemeinout geworden ist" (S. 251). Und noch tröstlicher: „Im kollektiven Unterbewußtsein der Moderne ist die christliche Liebe eben der Maßstab aller Dinge geworden" S. 76).

5

Der schwerste Mangel des Buches ist: Der Verfasserin fehlt das religiöse Verständnis, um eine mittelalterliche Heilige zu begreifen. Von einer mittelalterlichen Seele, die es in diesem Sinn gar nicht gegeben hat — denn auch das Mittelalter ist in seinen verschiedenen Epochen verschiedengestaltig —, ist nicht allzuviel zu verspüren, mehr dagegen von der Denk- und Empfindungsweise der Verfasserin. So erfahren wir denn: „Als Landgraf Ludwig, der Gatte der Elisabeth starb, verlor die blutjunge Frau vollständig den Lebenswillen. Religiös gesprochen: sie erlebte damals ihre Erweckung." (S. 65.) „Die Umformung der Not in religiöse Leidenschaft vollzogen zu haben, ist jenes repräsentative Verdienst der Elisabeth, in welchem ihre Heiligenschaft auch für unsere Zeit einen respektgebietenden Sinn erhalten kann" (S. 41). „Die Umfühlung einer erlittenen Unbill in eine göttliche Schickung ist die eigentlich religiöse Leistung der hl. Elisabeth gewesen." (S. 153.) Sie hat auch Furchtbarkeiten in Gnade umgefühlt (S. 176). Der ekstatische Rauschzustand, dessen Elisabeth im kalten Schuppen zu Eisenach teilhaftig wurde, stellt das echte religiöse Urerlebnis dar (S. 163). Für den modernen Menschen dagegen ist die Religion „wesentlich der fördernde Antrieb zu einem rechtlichen und moralischen Tun" (ebenda). Wer mit einem so kümmerlichen und verdünnten Religionsbegriff, der unmittelbar aus der Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts geflossen ist, an einen mittelalterlichen Heiligen herantritt, muß unrettbar scheitern. Die Verfasserin ist wohl bestrebt, den Materialismus ihrer Schule zu überwinden und den Eigenwert der Religion geltend zu machen. Sie will nicht bloß eine Neurotikerin in Elisabeth sehen, sondern zugleich eine „unbedingt Religiöse". Aber sie kommt von den naturalistischen Voraussetzungen ihrer Schule nicht los, und die Zusammenschau und Durchdringung des Religiösen und des Naturbedingten gelingt ihr nicht. Sie kann ihr nicht gelingen, da sie der Frömmigkeit Elisabeths keinen positiven Inhalt zu geben vermag.

Seit dem zwölften Jahrhundert hat sich in der Frömmigkeit diese Wendung vorbereitet: Das Verhältnis zu Gott, vorher durch objektive Kirchlichkeit geregelt, wird persönlich; wie an andern Wendepunkten der Kirchengeschichte wird das Bild Jesu lebendig, jetzt ruft es zur Nachahmung seines armen Lebens, zum Leben nach dem „Evangelium". Das ist es, nicht, wie die Verfasserin meint, die Verneinung des Besitzes und die Askese, was den entscheidenden Ausgangspunkt dieser Frömmigkeit bildet. Noch neuerdings hat in den von Buonaiuti herausgegebenen Ricerche Religiose (Vol. 6, 1930, p. 39 ff) Salvatori betont, daß die Armut für Franziskus nicht Selbstzweck war, sondern Mittel und Voraussetzung zur apostolischen Predigt. Der Weg zu diesen Zusammenhängen ist der Verfasserin versagt; es ist nicht zufällig, daß ihr die sinnliche Leidensmystik noch am ehesten zugänglich geworden ist. Das Geheimnis des echten religiösen Lebens liegt jenseits aller Rationalität, es ist eine überempirische Wirklichkeit, es ist nicht „Umfühlung" des Leidens, der Not in Gnade und Gottesnähe. Umwandlung in religiöse Leidenschaft, eine psychische Gefühlsreaktion, die zeitweilig das Leid verdrängt oder dämpft, also nur eine ästhetische Wirkung ausübt.

Die Unzulänglichkeit des religiösen Verständnisses spiegelt sich auch nach außen. Die Schranken der mittelalterlichen Karitas, auch der Karitas Elisabeths sind bekannt; die Verfasserin, die sie umständlich erörtert, rennt offene Türen ein. Wäre es besser, diese mittelalterliche Barmherzigkeitsübung, in die sich so unberechenbar viel opferwillige Liebe ergossen hat, wäre ungetan geblieben? Noch kleinlicher wirkt der Satz: „Die wunderbaren Heilungen, die unmittelbar nach ihrem (Elisabeths) Tode stattfanden, sind nur die motorische (!) Rückwirkung der volkswirtschaftlichen Tatsache, daß weite Kreise der ärmeren Bevölkerung die karitativ-fromme Anstalt als einen für sie lebensnotwendigen Betrieb ansahen und seine Weitereristenz wünschten" S. 207 f). Es besteht nicht der geringste Grund, die Glaubensheilungen an Elisabeths Grab anders zu beurteilen als die Glaubensheilungen des Mittelalters überhaupt. Und wie mag wohl ein „unbedingt Religiöser", „ein echter Heiliger" des Mittelalters aussehen, der unter den Augen seines himmlischen Richters die „planvolle Selbstauslöschung", „die Flucht in den Tod" betreibt? Wenn es noch eines Beweises bedarf, daß das neue Elisabethbild verstandesmäßig konstruiert und nicht aus dem Leben empfunden ist, so ist er hier erbracht.

Mit dem unbedingt religiösen Charakter besteht auch die geistig-sittliche Unfreiheit nicht zusammen, wie sie der Krankheitsprozeß bedeutet, dem nach Busse-Wilson Elisabeth hilflos unterliegt. Das willenlose „Objekt eines Sadisten", das „verbitterte, um sein Lebensglück betrogene Weib" ist keine echte Heilige. An einen krankhaften Zustand Konrads in seinen späten Jahren und an eine nervöse Anlage Elisabeths, vollends im Zusammenhang mit ihrer Frühehe, haben auch schon ältere Forscher gedacht, aber was über solche Vermutungen hinausgeht, das steht nicht „hinter den Quellen", sondern außerhalb der Quellen, es ist romanhaft und tendenziös. Ueberdies wäre bei Konrad zuerst die Frage zu prüfen, wie furchtbar der Fanatismus die Religion verkehrt und verzerrt. Die Verfasserin fühlt selbst, daß es kaum möglich ist, das Triebleben eines Menschen, der vor siebenhundert Jahren gelebt hat, noch aus dem Dunkel hervorzuziehen, aber sie versichert doch, daß

auch dieses Paar zu den unsterblichen Typen der menschlichen Seele gehört, obwohl seine Beziehungen weder denen von Paolo und Francesca da Rimini noch von Abälard und Heloise entsprechen, daß es sich bei diesem Paare um ein Verhältnis handelte, das zu hundert Prozent aus Sexualität bestand; sie weiß, daß bei Konrad „im tiefsten Schacht seines Unterbewußtseins" die nicht wieder gutzumachende Schuld gegen die unwiderruflich Tote sich anklagend erhob (S. 106, 110, 293). Er soll aus diesem Grund ihre Heiligsprechung in aufdringlicher Weise beim Papste angestrebt und, während er zu Lebzeiten Elisabeths noch mehr an sich hielt, im Selbstbetäubungsdrang bei der Ketzerverfolgung jedes Maß verloren haben. Nun entschlüpft aber der Verfasserin selbst gelegentlich der Gedanke, daß Konrad in Elisabeth der Kirche eine Heilige erziehen wollte (S. 163), so daß seine Bemühungen um ihre Heiligsprechung wohl verständlich sind. Er selbst läßt es durchblicken. Und was die Ketzerverfolgungen angeht, so hat die Verfasserin nur vergessen, hinzuzufügen, was das Breve Gregors IX. an Konrad vom 11. Oktober 1231 — fünf Wochen vor Elisabeths Tod — besagt: Gott habe seine Gnade an ihm reichlich bewiesen, nicht nur zahlreiche Ketzer, sondern auch Häretiker habe er schon ausgerottet, und die weitere Tatsache, daß die Verfolgung der Ketzer und Häretiker auf deutschem Boden im großen Stil — wie in Südfrankreich — erst mit der Hauptbulle Gregors IX. nach dem Frieden von San Germano mit Friedrich II. 1232 einsetzt. Daß Konrad bei seinen nun folgenden Freveltaten das Werkzeug war und als solches von den päpstlichen Vollmachten nur rücksichtslosen Gebrauch machte, entschuldigt ihn nicht, darf aber nicht verschwiegen werden. Uebrigens ist es nur aus der Tendenz der Verfasserin zu verstehen, daß die Ausgänge Konrads von Marburg im Elisabethleben noch so ausführlich behandelt werden.

Die Verfasserin hat an der bisherigen Elisabethforschung auszusetzen, daß sie über die zeitgeschichtlichen Bedingtheiten der Frömmigkeit Elisabeths und ihre ausschweifende Askese zu rasch hinweggleite. Nun fällt weder Elisabeths Frömmigkeit noch ihre Askese aus dem Rahmen ihrer Zeit; auch Schläge innerhalb der Bußdisziplin sah das Mittelalter anders an als die spätere Zeit; vollends war die Unterordnung unter einen Seelenführer ein bekanntes aszetisches Mittel. Konrads Disziplin war freilich überrauh, auch hatte man noch nicht gesehen, daß eine Fürstin sich einer solchen Disziplin unterwarf.

Wenn die bisherige Forschung die altertümlichen Merkmale des Elisabethlebens nicht stärker betont hat, so hat das verschiedene Gründe. Dem Katholizismus ist die Askese des dreizehnten Jahrhunderts geschichtlich geworden; der Protestantismus aber, dem in diesem Fall die wesentlichen, bleibenden Verbindungslinien mit dem Mittelalter mehr am Herzen lagen als das Trennende und Befremdende, hat diese bekannten Dinge ebenfalls nicht in den Vordergrund gestellt. Denn noch war die neue Vorliebe für das Primitive, Enthusiastische, gesteigert Aszetische, das Fascinosum und Tremendum in der Religion bei der Forschung nicht wirksam. Und dann ist da noch ein tieferer Grund: durch alle Fremdheit und Ferne vergangener Gotteserlebnisse scheint doch ein Bekanntes hindurch, alles echte Christentum ist blutsverwandt. Und weil die Verfasserin zu diesen wahren Tiefen nicht gelangt, versinkt sie in den Untiefen der Psychoanalyse und ergeht sich in einer breiten Behandlung geschlechtlicher Dinge, zu der die Lebensgeschichte der hl. Elisabeth keine Berechtigung gibt.

Die Marburger Zeit erscheint nach den Quellen keineswegs so düster, wie es die Verfasserin wahrhaben will. Nur wenige Szenen sind uns aus jenen letzten Jahren aufbehalten. Der Abendszene nach der großen Almosenverteilung — Elisabeth verschenkte als besitzlose Tertiarerin fünfhundert Mark Silbers, ein Viertel ihres Wittumgeldes, an die aus der weiten Umgebung herbeigerufenen Armen — kann auch die Verfasserin nichts anhaben: wie ein Teil der Beschenkten bei dem Hospital zurückbleibt, um erst am folgenden Tag den Rückweg anzutreten, wie sie am schützenden Zaun und in Winkeln gelagert werden und Elisabeth ihnen Feuer anzünden läßt, wie die Leute anheben zu singen und Elisabeth zu ihren Dienerinnen sagt: „Sehet, ich habe euch gesagt, daß wir die Menschen froh machen müssen" (Libellus p. 57 s). Die Geschichte von der schönhaarigen Hildegundis ist so summarisch erzählt, daß sich darauf sichere Schlüsse nicht gründen lassen. Nur die Verfasserin weiß, daß — es war eben nach jener festlichen Almosenverteilung — Elisabeth von dem Bewußtsein ihres eigenen elenden Weibesschicksals überfallen wurde, daß die Hospitalsmutter hier ihre Schadenfreude offenbart, mißvergnügt wie eine alte Jungfer (S. 240 ff). Mag es sich hier um Bekehrungseifer handeln, oder wie es sich damit verhalte, ein ganz deutliches Licht fällt auf Elisabeths Sterben. Konrad hat uns in seiner Epistola, wie Karl Wenck mit Recht sagt, einen tiefergreifenden Bericht über ihr Ende hinterlassen. Die Dienerin Irmengard nennt als letztes Wort der Sterbenden: „Nun steht die Zeit vor der Tür, da der allmächtige Herr seine Freunde zu sich rufen wird" (Libellus p. 78). Sei dieses Wort ursprünglich oder nicht, es ist ein königliches Scheiden.

Daß diese Auseinandersetzungen so ausführlich geworden sind, gilt nicht dem Buch, obwohl dieses mit bemerkenswerter Gewandtheit und dialektischer Fertigkeit geschrieben ist. Es gilt dem Geschichtsbild Elisabeths, mit Worten der Verfasserin zu reden, dem „richtigen" und dem „wahren", und es gilt dem Versuch, mit Hilfe der Psychoanalyse die Geschichte der religiösen Persönlichkeiten auf eine andere Ebene zu versetzen. Die Psychoanalyse ist in der Anwendung auf die Historie noch so unausgereift, daß sie religionsgeschichtliche Probleme von sich aus unmöglich mit Erfolg angreifen kann. Dies bei aller eifrigen Bemühung um das Gegenteil erwiesen zu haben, ist das Verdienst des Busse-Wilsonschen Buches. Es kann als geschichtliches Werk nicht anerkannt werden und es kann davor warnen, die Heiligengeschichte, die dem Psychopathologen besondere Ausbeute verspricht, allzuleichten Schritts zu betreten. Die psychologischen Methoden können hier wie auf dem Boden der Geschichte überhaupt, nur unter Einordnung in die historischen fruchtbar gehandhabt werden, und auch dann nur von einem Historiker, dem gründliche und allgemeine Sachkenntnis, wissenschaftlich geschulte Phantasie, Reinheit der Empfindung und Ehrfurcht vor fremdem religiösen Leben zu eigen ist.

Marburg. Rudolf Günther

Die heilige Elisabeth in der deutschen Dichtung

St. Elisabeths Leben und Wirken ist im Laufe der Jahrhunderte zum besonderen Lieblingsthema nicht nur der bildenden Künste, sondern auch vor allem der epischen Gestaltung innerhalb der deutschen Literatur geworden.[1]) Und so hat sich denn neben der mehr oder minder kritischen, historischen Literatur (Caesarius von Heisterbach, Montalembert, Wenck, Huyskens, Maresch u. A.) ein farbenreiches, dichterisch gestaltetes Monumentalgemälde der deutschen Wartburgheiligen herausgebildet, das uns in seiner oftmals stark legendären und mystisch-visionären Schau eigentlich erst den Weg zum tieferen Verständnis und Erleben des Schicksals dieser einzigartigen deutschen Frau und Heiligen vermittelte. Gewiß mag historische und philologische Kritik — teils mit vollem Recht — gegen so manche legendäre (und oftmals tendenziöse) Ausschmückung der geschichtlichen Quellen und Ueberlieferungen Einspruch erhoben haben, aber trotz alledem wird sich ein gottbegnadetes Künstlertum für

[1]) Der nachfolgende Aufsatz behandelt nur die epische Gestaltung des Elisabethlebens innerhalb der deutschen Dichtung unter bewußtem Verzicht des Eingehens auf die zahlreichen lyrischen und dramatischen Versuche einer Gestaltung oder Verherrlichung des Elisabethlebens, zumal vor allem die dramatischen Versuche selbst bis in die jüngste Gegenwart hinein nur als „fragmentarische Versuche" gewertet werden können.

die ihm gemäße Ausdeutung des wundermäßigen Schicksalsweges der heiligen Elisabeth das Recht der dichterischen Freiheit niemals ernsthaft bestreiten lassen können. Nehmen wir daher das Bild der heiligen Elisabeth in der deutschen Dichtung als das, was es ist und sein will: lebendiges Zeugnis und Denkmal eines deutschen Frauenlebens, dessen heiligmäßiger Wandel ein Stück tiefster und ergreifendster deutscher Seelengeschichte ist und gerade deswegen in seinen religiösen und geistesgeschichtlichen Ausstrahlungen eine überzeitliche, d. h. immer gegenwartsnahe Bedeutung und Einflußnahme erheischt. Allein deshalb kann das Leben der heiligen Elisabeth auch immer wieder neu „entdeckt", d. h. neu geschrieben und „gedichtet" werden; ja man könnte sogar der Meinung sein, daß es für jede Lebensepoche unseres Volkes immer wieder neu „entdeckt" und gestaltet werden muß. Denn wie das Elisabethleben des Jacobus a Voragine in der berühmten Legenda aurea geformt und erlebt ist aus dem Geiste des 14. Jahrhunderts — und demgemäß seiner tieferen Sinnbedeutung nach auch nur dann von dem heutigen Menschen ganz nacherlebt und empfunden werden kann, wenn er sich gleichsam in den Lebensrhythmus jener Zeit zurückversetzen oder einzufühlen vermag, genau so ist in etwa die „Elisabeth von Thüringen" Franz Johannes Weinrichs Ausdruck und Sinnergründung des Lebens für unsere Zeit und ihre Menschen.

Als erstes wichtiges Zeugnis episch-legendärer Gestaltung des Elisabethlebens begegnet uns gegen Ende des 13. Jahrhunderts (1289) die acht Bücher umfassende Vita Elisabethae des Dominikaners Dietrich von Apolda. Er sagt in seinem noch stark an die historischen Quellen angelehnten Versuch: „Ungeordnetes und Zerstreutes habe ich geordnet, das Ungeschmückte ausgeschmückt, so gut ich konnte. Vieles habe ich eingeschaltet und hinzugefügt." Aehnlich verhält sich Jacobus a Voragine in seiner bereits erwähnten und vielberühmten Legenda aurea, deren Elisabethleben in wesentlicher Anlehnung an die Vita des Dietrich von Apolda gestaltet ist, allerdings mit dem Unterschied, daß hier eine Meisterschaft der Sprache waltete, die noch heute Entzücken und Bewunderung erregt.

Für das 15. Jahrhundert verdient vor allem Erwähnung die „Legende von St. Elisabethen" im großen Passional. In den folgenden Jahrhunderten waren es vornehmlich Mönche und geistliche Dichter, die das Leben der Heiligen bearbeiteten. So Antonius Bonfinius in seinem „Decades rerum hungaricarum", Matthäus Rader in seiner „Bavaria sancta", Lucas Wadding in seinen „Annales minorum" und endlich Martin von Cochem in seinem „auserlesenen Historybuch".

Im 19. Jahrhundert sind es vor allem zwei bedeutsame Leistungen katholischer Autoren. Des Grafen Montalemberts „Leben der hl. Elisabeth", das um die Mitte des vorigen Jahrhunderts bereits in guter deutscher Uebersetzung vorlag und wohl den größten und nachhaltigsten Einfluß auf die weitere Entwicklung der Elisabethliteratur ausgeübt hat. Aehnlich wie die Vita des Dietrich von Apolda hält auch Montalemberts Werk die Mitte zwischen historischem Bericht und dichterischer Biographie. Auch er hat eine „Legende aus den Jahrhunderten des Glaubens, eine Schilderung der religiösen und geistigen Bewegungen jener Zeit liefern wollen und sich zu diesem Ende selbst auf den Standpunkt des Mittelalters zurückversetzt". Als rein historisch-quellenkritisches Dokument mag Montalemberts Werk heute wohl überholt und ungenügend erscheinen, aber das, was er an kulturgeschichtlicher Wertung und religiöser Ausdeutung des Elisabethlebens bietet, ist heute noch so bedeutsam und wertvoll, daß man seinem „Elisabethleben" unbedingt eine neue, zeitentsprechende Volksausgabe wünschen möchte, zumal die früheren Ausgaben fast restlos vergriffen sind.

Das andere bedeutsame, auch heute noch unbedingt lesenswerte Buch des 19. Jahrhunderts ist „Die heilige Elisabeth" von Alban Stolz (1863). Er wollte auf rein religiöser Grundlage „christlich-gläubigen Menschen die Schönheit des Christentums in konkreter Gestalt darstellen". „Gottesliebe, Christentum und Selbstverleugnung" sind die Gedanken, um die sich seine Dichtung der „guten, heiligen Frau Elisabeth mit ihrem süßen, treuen, goldenen Herzen" bewegt. Gewiß mag uns Heutigen mancher zu stark betonte apologetische Zug in der Dichtung Alban Stolzens nicht mehr zusagen, aber als Ganzes gesehen, ist sein Werk auch heute immer noch eines der besten religiösen Erbauungsbücher, das sich wohltuend von dem süßlichen Ton der Mehrzahl der Heiligenliteratur jener Zeit unterscheidet.

Unter den modernen Elisabethdichtungen sei vor allem verwiesen auf die beiden gehaltvollen Büchlein von Peter Dörfler: „Die heilige Elisabeth" und Matthias Schneiderwirth: „Elisabeth, Krone der Frauen". Sie nehmen unter den zahlreichen Jubiläumsveröffentlichungen — und auch denen der letzten Jahrzehnte — insofern eine besondere Stellung ein, als hier in knapper, gedrängter Fassung eine wirklich künstlerisch hochwertige epische Gestaltung des Elisabethlebens geboten wird. Das Gleiche gilt von dem glücklichen Versuch von Elisabeth v. Schmidt-Pauli „Die Geschichte der heiligen Elisabeth" den Kindern zu erzählen. Neuerdings hat die gleiche Verfasserin uns auch in einem großen Elisabethbuch „Pilgerin auf Erden"[2]) eine ebenfalls farbenprächtige und künstlerisch gutgelungene Darstellung des Lebens der Heiligen geschenkt, die noch den besonderen Vorzug einer modernen geistesgeschichtlichen Unterbauung und Auswertung der historischen Quellen besitzt.

Alle bisherigen Versuche um eine wirklich dichterische Gestaltung des Lebens der heiligen Elisabeth werden jedoch bei weitem überragt von jener unheimlich lebendigen und mystisch-visionär geformten Dichtung, in welcher die ganze farbenreiche Fülle und Buntheit eines großen sonnendurchglühten Mosaikbildes, auf die Darstellung dieser größten Heiligengestalt des deutschen Mittelalters verwandt ist: Franz Johannes Weinrichs „Elisabeth von Thüringen"[3]). Dieses Werk weitet sich in der vom Dichter mit Erfolg angestrebten Verbindung von historischer Wahrheit und frommer Legende mit einer tiefreligiösen, mystischen Erfassung des Lebens der Wartburgheiligen, zu einer grandiosen Vision des mittelalterlichen Menschen überhaupt. Das konkrete historische Leben der Heiligen bietet auch Weinrich zunächst den tragenden Untergrund seines dichterischen Bemühens. Doch über ihm wölbt sich, einem gotischen Dome vergleichbar, die herrlich strahlende Kuppel mittelalterlicher Frömmigkeit und christlicher Nächstenliebe, deren lebendiges Zeugnis uns in Sendung und Schicksal so überzeugend und ergreifend aus Weinrichs Buch entgegenleuchtet. In einer bislang nur selten erreichten dichterischen Beschwingtheit und künstlerischen Größe hat hier der harmonische Zusammenklang von christlicher Frömmigkeit und wahrer künstlerischer Gestaltungskraft, dem deutschen Volke, vor allem aber der deutschen Jugend und seinen Müttern, das herrlichste Denkmal dieser größten und heiligsten unter den Frauengestalten der deutschen Vergangenheit geschenkt. Diese leuchtende „vita sacra" gehört in das Haus jeder deutschen Familie und ihr gebührt in besonderem Maße die ehrende Anerkennung eines wahrhaft deutschen Volksbuches in der Gegenwart unseres Feierns.

Das jüngst erschienene Elisabethbuch von Liane von Gentzkow „Die Gesandtin Gottes"[4]) ist leider nur eine künstlerische Angelegenheit zweiten Ranges. Denn abgesehen von dem in seiner sprachlichen Gestaltung durchaus mittelmäßig anmutenden Klischee der auch sonst zu findenden Elisabethlegenden begeht die Verfasserin mehrere wirklich untragbare historische Schnitzer, von denen die Verwechslung Konrads von Thüringen mit Heinrich Raspe in der (an und für sich doch heute wohl endgültig widerlegten) Vertreibungslegende unangenehm auffällt.

[2]) Verlag für Kulturpolitik, Berlin 1931. 370 S. Geb. 7,50 M.
[3]) Verlag Kösel u. Pustet, München 1930. Geb. 6 M.
[4]) B. Behrs Verlag, Berlin-Steglitz 1931. Geb. 5,50 M.

Auch Leo Weismantel hat uns kürzlich ein groß-angelegtes Jubiläumsbuch geschenkt. Im Gegensatz zu Weinrichs mystisch-visionärer Schau des Elisabethlebens ist die „Elisabeth von Thüringen“ [5]) Weismantels eine Dichtung herb-historischer Prägung. Vor allem ist hier die politische und soziale Welt des 13. Jahrhunderts zu neuer Lebendigkeit mit oftmals stark realistischem Einschlag erweckt, und selbst dort, wo sich der Dichter im Bereich des Legendären bewegt, versteht er es dank der außerordentlich starken Vitalität seines Sprachkönnens den Legenden einen Wirklichkeitscharakter von unerhörter Zeitnähe zu verleihen. Trotz dieser fruchtbaren Bemühungen um historische Treue und geschichtliche Lebendigkeit, die in den Schilderungen der Zustände am ungarischen Hofe und der Geschichte des thüringischen Landgrafengeschlechtes besonders gut gelungen scheinen, bleibt das Weismantelsche Buch als Ganzes immer noch eine einheitliche künstlerische Leistung, ein dichterisches Kunstwerk von besonderem Rang. Das polemische Nachwort des Dichters wäre allerdings — schon allein wegen der einheitlichen künstlerischen Wirkung dieses Buches — besser vermieden worden.

Greifen wir also im Jubeljahr der heiligen Elisabeth freudig und begeistert nach diesen Büchern, insbesondere aber nach dem Weismantelschen Werke und dem herrlichen Buche von Franz Johannes Weinrich, dessen tiefreligiöser Gehalt und dichterische Größe so recht geeignet sein mag, in den Herzen vieler Christen das Bild der Gefeierten neu erstehen zu lassen.[5]) Zugleich aber auch kann das Erlebnis der Weinrichschen Dichtung in uns die Gewißheit formen, daß in ihr und durch sie die religiöse Dichtung der Gegenwart sich selbstschöpferisch und eigengestaltend in die vom Atem Gottes immerdar durchwehte Heimat echter und großer Kunst zurückgefunden hat.[6])

Marburg Alex Emmerich

Therese Köstlin — eine deutsche Lyrikerin

Du gabst meiner Seele den Durst nach Licht,
Das nimmer rastende Streben
Nach reinem, heiligen Leben.
Nun muß ich dir folgen durch Nacht und Not,
Und, läßt du mich sinken in Schmach und Not, —
Ich lasse dich nicht!

Das ist Therese Köstlin. Den Drang und den Ruf ihrer Seele zu stillen, ist der Inhalt ihres Lebens und der Kernpunkt ihres künstlerischen Schaffens.

Eine typische schwäbische Natur. Still, zurückgezogen, ohne viel Wesens aus sich zu machen, geht sie ihrer Arbeit nach. Einige Gedichtbände sind es in der Hauptsache, die von ihr erschienen sind.*) Kleine unscheinbare Bücher, aber wenn wir sie aufschlagen und anfangen zu lesen, so schlägt es in uns ein. Die Atmosphäre, die aus diesen Dichtungen auf uns einströmt, ist so tief und nachhaltig, daß wir sie nimmer loswerden. Echte Töne halten uns in Bann.

Therese Köstlin ist mir die bedeutendste geistliche Lyrikerin. Sie zeigt sich darin als wahre Erbin ihrer Großväter, des Palmblätter-Dichters Gekok und des vielseitigen Juristen und Poeten Reinhold Köstlin. Eine große, edle, tiefe Seele spricht aus ihren Gedichten, verbunden mit einer hohen, weitschauenden Geistigkeit. Echte, ursprüngliche Frömmigkeit und Religiosität, gegründet auf das große Gotteserlebnis, daß alles, was uns umgibt, die Liebe des Schöpfers atmet und daß wir ihn überall finden können, das bildet den Grundton ihres Schaffens:

Verzage nicht! Schau einmal nur
Noch auf zur Frühlingssonne,
Sieh einmal noch, wie die Natur
Erwacht zu Licht und Wonne.
Sieh einmal noch den Kindern zu
Beim Spiel im Abendrot,
Und wie erlöst wirst jubeln du:
Wie nah, wie nah ist Gott!

Eine tiefe Menschenkenntnis offenbart sich in ihr. Wie fein empfunden und verstehend sind ihre Gedichte vom Orgelmann, von den Zigeunern, vom Stromer und anderem fahrenden Volk. Wie lebendig fühlt und gestaltet sie die innere Not und die Welt dieser Menschen. Vollendet sind in dieser Hinsicht die beiden wundervollen Gedichte „Die Blinde“, dessen erste Strophe heißt:

Ist's möglich, möglich, was der Arzt gesagt,
Daß sich nach herbem, aber kurzem Schmerz
Für immer meine Augen öffnen sollen?
Daß ich die Blumen, deren süßer Duft
Mich oft erquickte, — sehen — — sehen soll?
Daß ich die goldne Sonne und den Himmel,
Und meiner Mutter Augen sehen soll?
O Glück, o Tag der höchsten, reinsten Freude,
Erscheine bald, vor Schmerzen graut mir nicht!

und „Er hat einmal eine Mutter gehabt“, in dem sie das armselige Begräbnis eines Selbstmörders schildert. Wie der Totengräber das Grab schaufelt, kommt ein altes Mütterlein mit einem Kranz, womit sie das Grab irgend eines Angehörigen schmücken will, sieht das blumenleere Grab, legt ihr Kränzlein hin und antwortet dem verwunderten Totengräber:

Ich dacht' nur, wie Ihr ihn so begrabt:
Er hat auch einmal eine Mutter gehabt!

In die Tiefe der Menschenseele zu blicken, tätige Menschenliebe alle Kranken, Verstoßenen und Verirrten fühlen zu lassen, die Menschen in ihrem großen, tiefen Leid zu trösten, zu führen und zu leiten, das betrachtet die Dichterin als ihre große Aufgabe. Wie anders stünde es um die Menschen, wenn sie sich mehr verstehen wollten, wenn sie mehr echte, wahre Liebe einander entgegenbrächten, als sich auf Schritt und Tritt innerlich und äußerlich zu betrügen und zu hassen:

Wir gehen einander vorüber und sehen uns kaum,
Flüchtige Schattengestalten in eines Gottes Traum.
Wir grüßen einander mit Worten.
Im Windeswehn
Starben die armen Worte. Sie fanden kein Verstehn.
Wir schauen uns in die Augen, in tiefer Not und Nacht —
Und sind aus dumpfen Träumen als Brüder aufgewacht.

Und wie stark empfunden sieht und gestaltet sie die Natur! In rhythmisch bewegten Versen schenkte sie uns Bilder eindrucksvollster Kraft und Anschaulichkeit:

Der Sommer starb dahin . . .
Umflammt vom Abendlicht,
Dem Kinde gleich, des klares Auge bricht,
Indes der Mund noch lächelt, schlief er ein.
Nach einem warmen, sonnengoldnen Tag.
Ein duftger Schleier auf dem Berge lag,
Und purpurn leuchtete der wilde Wein . . .

Ueberall strahlt uns diese lichte Bildhaftigkeit entgegen. Sie verliert sich nicht in einem Schwärmen und Träumen, sondern formt mit sicherem Gefühl immer etwas Ganzes, in sich Geschlossenes.

Am stärksten wirkt die Dichterin dort, wo sie ganz Persönlichstes von sich gibt. Da strömt ihre reiche Seele ganz frei und offenbart uns eine Persönlichkeit, die in der Einsamkeit, durch Not und Leid sich und die Welt überwunden und sich die Erkenntnis errungen hat:

Heiliger Stunde Geheimnis
Laß in die Seele dir senken:

Einzig die Freiheit des Geistes
Scheidet Helden von Knechten.
Hüte dich vor den Herden!

---

[5]) Sebaldus-Verlag, Nürnberg 1931. 560 S. Geb. 7,50 M.

[6]) Der Verfasser des obigen Artikels hat eine Festschrift herausgegeben, die in zweiter Auflage vorliegt. Bei Ferdinand Schöningh, Paderborn. 32 Quartseiten, 75 Pfg. Wo man der hl. Elisabeth einen Gemeindeabend widmen will, wird man da mancherlei Hilfe finden. Die neue Auflage ist um folgende Artikel vermehrt: „Verehrung der hl. Elisabeth in der evangelischen Christenheit“, „Elisabeths Wandel in deutschen Landen“, „Heiligenleben und Psychoanalyse“, „Das tiefste Geheimnis der hl. Elisabeth“.

*) Bilder aus Geschichte und Leben in Gedichten (Gießen, Ricker). Unter dem himmlischen Tage (Heilbronn, Salzer). Traum und Tag (ebenda). Freude, liturgisches Weihnachtsspiel für Kinder (Herborn, Oranienverlag). Das stille Königreich, Auswahl religiöser Lieder aus alter und neuer Zeit (Stuttgart, Strecker & Schröder).

Wahre dein Wappen und warte!
Suche die tiefsten Brunnen.
Traue der stillsten Stunde allein!

Wenn Therese Köstlin in der äußeren Form sich auch an die Tradition hält, so füllt sie diese Form mit so kräftigen und neuen Tönen und gestaltet darin den Rhythmus unseres heutigen Lebens so intensiv, daß sich ihre Dichtung als ein unmittelbarer Ausdruck unserer Zeit darstellt:

Und Lichter blitzen auf in dunklen Räumen.
Und Lieder schlafen zwischen Stahl und Eisen.
Um harte Züge spielt es wie ein Träumen,
Wenn Zwei sich abends schwiel'ge Hände reichen.
Sieglеuchtend strahlt von ihren bleichen
Tagmüden Stirnen groß und weit
Ein stolzes Wissen: Unser ist die Zeit.

So haben wir in Therese Köstlin eine Dichterin von starker, urwüchsiger Eigenart und echter Gefühlskraft. Ihre klangvollen, rhythmischen Lieder strömen aus einem tiefen Gemüt und lassen uns aufschauen zu einem Menschen, dessen religiöses Wesen uns den Weg zur inneren Harmonie als der wahren Freiheit und Glückseligkeit offenbart: durch die Liebe zu Allem, was der Schöpfer erschaffen.

Berlin Friedrich Ege

Bücher und Schriften

Ioannis Calvini opera selecta. Ediderunt Petrus Barth, Guilelmus Niesel. Vol. IV. Institutionis Christianae religionis 1559 librum III continens. München, Kaiser 1931. 456 S. 16, geb. 18 M.

Welch großen Fortschritt gegenüber der Ausgabe der Institutio Calvins im Corpus Reformatorum diese Neuausgabe durch Barth und Niesel bedeutet, das kann man auch an diesem Bande ersehen. Dieser Fortschritt zeigt sich sowohl in der Vereinigung des Textes wie in den Quellennachweisen. Beides zeugt von mühevoller Arbeit der Herausgeber. In den Quellennachweisen sind die großen Scholastiker und die römischen Gegner Calvins stärker herangezogen, unter den evangelischen Zeitgenossen treten mit Recht Butzer und Melanchthon besonders hervor.

Es ist sehr zu begrüßen, daß damit auch das dritte Buch der Institutio in der Neuausgabe vorliegt.

Nachdem Calvin in den ersten beiden Büchern De cognitione Dei creatoris und De cognitione Dei redemptoris die Lehre von der Schöpfung und von der Erlösung dargelegt hat, immer im Zusammenhang mit der durch Luther neuentdeckten evangelischen Glaubenshaltung, handelt dieses dritte Buch von der Aneignung der Gnade Christi, ihren Früchten und Wirkungen (De modo percipiendae Christi gratiae, et qui inde fructus nobis proveniant, et qui effectus consequantur). Besondere Bedeutung kommt dabei der Darlegung der evangelischen Auffassung vom Glauben zu und ihrer Abgrenzung gegenüber der Auffassung der römischen Kirche. Die Begründung des Glaubens im Worte Gottes, die Charakterisierung des Glaubens als Vertrauen und als Gehorsam, die ständige Bezugnahme des Glaubens auf Christus: das sind die Hauptpunkte, in denen sich Calvins Lehre vom Glauben entfaltet. Wir stehen hier im Zentrum der theologischen Haltung Calvins. Dabei ist es bezeichnend, daß der Glaube für Calvin zugleich starken Erkenntnisgehalt in sich schließt: Der Glaube ist Erkenntnis des göttlichen Willens, und zwar Erkenntnis des sich erbarmenden Willens Gottes.

Aufs engste mit der Lehre Calvins vom Glauben hängt seine Lehre von der Buße zusammen, die uns ebenfalls im vorliegenden Bande entgegentritt. Weiterhin erhalten wir charakteristische Proben seines Denkens in den Darlegungen über Rechtfertigung und Heiligung, in seiner Lehre vom Gebet und vor allem in seiner Lehre von der Praedestination.

Mit dem Kapitel über die Auferstehung schließt das dritte Buch der Institutio Christianae religionis.

Im übrigen darf ich, was die Anlage der Ausgabe anlangt, auf meine ausführliche Besprechung des dritten Bandes in CW 1929 Nr 19, Sp. 955 ff. verweisen. Karlfried Fröhlich

Handbuch der Kirchengeschichte. Für Studierende in Verbindung mit Gerhard Ficker, Heinrich Hermelink, Wilhelm Maurer, Erwin Preuschen, Horst Stephan herausgegeben von Gustav Krüger. Teil 3. **Reformation und Gegenreformation.** 2. Auflage. In Verbindung mit Lic. Wilhelm Maurer neubearbeitet von D. Heinrich Hermelink. Tübingen, J. C. B. Mohr 1931. 404 S. 15, geb. 17 M.

Handbücher wie dies bewährte sind gleichsam Uebersichtskarten auf dem Meere der Forschung und Literatur. Wie an der Nordsee die Lage der Sandbänke und Kanäle im Watt sich dauernd verändert, so haben auch solche Handbücher einen starken Gegenwartscharakter. Grund genug, daß gerade dieser Band eine eingehende Neubearbeitung erfahren hat. Während sich die letzte Auflage, kurz vor dem großen Erdbeben der europäischen Kultur, noch mit der idealistischen Fragestellung von Christentum und Kultur auf Grund der Forschungen und Geschichtsphilosophie von Max Weber und Ernst Troeltsch auseinandersetzte, steht die neue im Zeichen der veränderten Lage, des Durchbruchs zur zentralen Frage nach dem Geltungswert der Theologie Luthers in der sogenannten Luther-Renaissance. Das prägt sich auch in der Anordnung aus. Allgemeine Schriften und Sammlungen über die Reformationszeit sind vorn in eine Gesamtbesprechung verlegt, und die eigentliche Reformation beginnt dann, nach dem Humanismus, sofort mit Luther. Dankenswert ist hier ganz besonders für abgelegenere Benutzer eine genaue Inhaltsangabe der Einzelbände der Weimarer Luther-Ausgabe. Vielleicht wäre dies für Calvin in Hinsicht auf die Bibelkommentare auch zu empfehlen. Es würde die Benützung der großen Ausgaben sehr erleichtern.

Mit der eigentlichen Gegenreformation im Zeitalter Philipps II. beginnt dann der Anteil des neuen Mitarbeiters, Pfarrer Lic. Maurer in Michelbach bei Marburg. Hier ist die Anordnung im Großen so geblieben, doch ist im Einzelnen, wie in der ersten Hälfte, eine unendliche Menge von Literatur verarbeitet und verzeichnet.

Schließlich darf nicht unerwähnt bleiben, daß trotz der Ungunst der Lage für den wissenschaftlichen Verlag sich Druck und Ausstattung gegenüber der letzten Auflage, die wir als Studenten benutzten, wesentlich gehoben haben; dazu ist man dem Druckfehlerteufel, der auch bei theologischen Büchern zuweilen sein Spiel treibt, mit Erfolg zu Leibe gegangen. So kann man dem Buche wie seinem Vorgänger nur frohe und fruchtbringende Fahrt wünschen.

Albert Mühlmeister

Religionsgeschichte Europas. Von Carl Clemen. Zweiter Band: Die noch bestehenden Religionen. Carl Winter, Heidelberg 1931. 335 S., geb. 12 M.

Dem ersten Band, der die in Europa beheimateten vorbiblischen Religionen behandelt hatte, läßt Clemen eine Darstellung der noch bestehenden Religionen (Judentum, Christentum, Islam und Lamaismus) folgen. Daß das Christentum, dessen Darstellung annähernd die Hälfte des Buches einnimmt, hier im Rahmen der „Allgemeinen Religionsgeschichte" dargestellt wird, rechtfertigt der Verfasser damit, daß es eben eine besondere Aufgabe sei, das Christentum einmal nicht als Kirchen-, Dogmen- oder Theologiegeschichte, sondern als „Geschichte der Frömmigkeit" darzustellen. Daß sich aus dieser Bestimmung freilich kein exakt auszugrenzender Stoffbereich gewinnen läßt, der den Kompetenzen einer derart bezeichneten „Allgemeinen Religionsgeschichte" ausschließlich unterstünde, liegt auf der Hand. Dennoch ist die Darstellung des Christentums in der gedrängten Schilderung seiner konfessionellen Ausformungen als wohl gelungen zu bezeichnen.

Besonderes Interesse verdient der Abschnitt über das Judentum, dessen nachtalmudische Religionsgeschichte in der Tat noch nie für sich dargestellt worden ist. Besonders eine Geschichte des jüdischen Glaubens in der Neuzeit (etwa von Moses Mendelssohn an) ist ein schmerzliches Desideratum, das durch die Clemensche Behandlung, die zumeist ihr Material erst aus zweiter Hand übernimmt, nicht erledigt wird. Aber auch die Kenntnis des Verfassers von der vorhandenen geschichtlichen Literatur ist lückenhaft. So hätte z. B. für die Jüdische Dogmengeschichte neben einer Reihe verstreuter Abhandlungen S. Bernfelds grundlegendes Werk sowie der zweite Teil von S. D. Luzzattos „Lezioni di Teologia Dogmatica Israelitica" (Triest 1863) und für die Religionsgeschichte des 19. Jahrhunderts die — freilich ziemlich dürftige — „Geschichte der liberalen Reform" von Cäsar Seligmann (Frankfurt 1922) herangezogen werden können, während das des öfteren zitierte gänzlich unwissenschaftliche Volksbuch von Kohut „Geschichte der deutschen Juden" nicht hätte benutzt werden dürfen. — Dem Lamaismus wäre eine breitere Darstellung zu wünschen gewesen.

Der Gesamteindruck des Buches aber — das sei gern bekannt — rechtfertigt vollauf die Intention und das Vorgehen seines gelehrten Verfassers. Hans Joachim Schoeps

Ich dien. Festgabe zum 60. Geburtstag von Wilhelm Diehl. Herausgegeben von Hans v. d. Au, Heinrich Hassinger, Hermann Bräuning-Oktavio. Darmstadt. L. C. Wittich Verlag, 1931. 348 und 17 S. 3 Bildtafeln. 12,50 M.

Wilhelm Diehl. Von Karl Esselborn. Verzeichnis seiner Bücher und sonstigen Veröffentlichungen. Auf Veranlassung der Vereinigung für Hessische Kirchengeschichte. Darmstadt, Verlag des Historischen Vereins für Hessen 1931. 76 S. 2 M.

Wer die Berichte über die Feier des sechzigsten Geburtstages Wilhelm Diehls (10. Januar) durch die Zeitung oder das Radio verfolgt und dabei die Würdigungen vernommen hat, die das Lebenswerk des hessischen Prälaten von den verschiedensten Seiten gefunden hat, ist erstaunt über die vielseitigen Anregungen, die von dieser eigenartigen kirchlichen Führerpersönlichkeit ausgegangen sind. So einfach und klar die Linien laufen, in denen sich dies im Dienste der Kirche verbrachte Leben bewegt, so klar und fest geprägt sind die Gedanken des Predigers und Volkserziehers, des theologischen und rechtsgeschichtlichen Forschers und volkstümlichen Heimatschriftstellers, des Organisators auf dem Gebiete der Kirche und des Volksbildungswesens, die er in einer Fülle von Schriften (42 selbständige Veröffentlichungen und 664 größere und kleinere Zeitschriftenaufsätze und Artikel weist das Esselbornsche Verzeichnis auf) ausgesprochen hat. Und es macht Freude und Mut zur Volkskirche, zu sehen, daß solche kernigen

Worte eines kirchlichen Führers verstanden werden und ein solch freudiges Echo finden.

Auch soweit uns dieses Echo in unserer Festschrift entgegentönt, ist es außerordentlich vielstimmig. Zunächst wird es dem Jubilar Freude machen zu sehen, wie seine kirchenhistorischen Arbeiten Fortsetzer gefunden haben. Von der Gießener Fakultät steuert Bornkamm zwei Briefe Butzers aus dem Abendmahlsstreit bei und setzt damit einen Theologen in helleres Licht, dessen Bedeutung für die hessische Kirche Diehl eigentlich erst entdeckt hat. Cordier ergänzt Diehls Arbeiten zur hessischen Kirchen- und Schulgeschichte durch ein reformiertes pfälzisches Pfarrer- und Schulmeisterverzeichnis aus dem Jahre 1721. Krüger bringt zwei interessante Aufsätze über seinen alten Lieblina, den Darmstädter Hofprediger Johann August Starck, der in der Freimaurergeschichte des 18. Jahrhunderts eine hochbedeutsame Rolle gespielt hat. Eine feine Studie zur Frömmigkeitsgeschichte der Reformationszeit bietet in Diehlschen Bahnen dabei gehend, v. d. Au mit dem Psalmenbüchlein des Grafen Eberhardt XIV. zu Erbach. Von den Spannungen zwischen orthodoxer Volksfrömmigkeit und pietistischer Individualitätsfrömmigkeit gewährt der Aufsatz von Bonn über den Pietismus im Solms-Laubacher Land ein anschauliches Bild. Von den drei Beiträgen, die Bräuning-Oktavio zur Geschichte des Pietismus und der Aufklärung beigesteuert hat, ist wohl der über die Anfänge der Buchhandlung des Hallischen Waisenhauses der wichtigste; Darmstadt erscheint hier als der Umschlagplatz nach Süddeutschland für die pietistische Literatur aus Halle, das organisatorische Geschick des Franckeschen Pietismus wird dabei deutlich.

Aber so sehr diese geschichtlichen Beiträge die wissenschaftlichen Arbeiten des Jubilars ergänzen, teilweise ihnen auch ihre Grundlage verdanken, so kommt sein eigentliches Wesen erst recht zur Geltung in den der Gegenwart zugewandten Aufsätzen. Köstlich die biographische Skizze Bräuning-Oktavios mit ihren reichen Quellenzitaten, wie sie sich für einen Historiker geziemen, oder die persönlichen Erinnerungen, die Frick an seinen kirchlichen Lehrer und Erzieher zum Besten gibt. Erfreulich auch, daß Männer wie Staatspräsident Adelung, Innenminister Leuschner und als Führer der hessischen Lehrerschaft Rektor Reiber dem Leiter ihrer Landeskirche ihre Verehrung zum Ausdruck bringen. Man wird in Deutschland lange suchen können, bis man eine ähnliche Stellung eines kirchlichen Führers im Bezirk seiner Landeskirche wiederfindet; und jedenfalls wird Hindenburg Recht haben, wenn er nach einem Besuch in Darmstadt im Blick auf Diehl das Wort gesprochen hat: „Solche Prälaten haben wir bei uns im Norden nicht."

Wilhelm Maurer

Eckart-Ratgeber. Ein Führer durch das Schrifttum der Gegenwart. Berlin-Steglitz, Eckart-Verlag 1930. Fünftes Jahr. 248 S. 5.20 M.

Man kann diesen Begleiter durch das zeitgenössische Schrifttum nur wieder begrüßen. Er ist Vielen ein guter treuer Freund geworden, und das mit Recht. Wer nicht ganz den Kontakt mit der beschreibenden und beschriebenen Welt verlieren will und sich deshalb nach einem Eckart umsieht, mag ruhig diesen nehmen. Er verbindet Weite des Blicks mit Schärfe des Urteils. Bibel, Wort Gottes, Kirche, Mission, Seelenkunde, Erziehung, Familie, Wirtschaft und Gesellschaft, Geschichte, bildende und schreibende Kunst und Anderes mehr kommt in längeren Anzeigen zu Wort. Wir müssen aufrichtig dankbar sein, in diesem Jahrbuch nun endlich einen Berater und Führer zu besitzen, der mit den Maßstäben des Evangeliums das Chaos und Dunkel zeitgenössischen Schrifttums zu deuten und klären versucht, nicht als unberührter Kritikus, der allzu pedantisch und kleinlich mit der Elle eines falsch verstandenen Evangeliums den Geist unserer Zeit mißt, sondern der sich bei aller evangelischen Bewußtheit doch zutiefst unserer Zeit verhaftet weiß.

Hans Schimmelpfeng

Zwei Versammlungen und zwei Lieder

Vor kurzem fand hier in Frankfurt der große Arbeiterjugendtag statt und obwohl wir nicht zur Partei gehören, lockte es uns doch, den großen Aufmarsch der Jugend im Stadion mitzuerleben.

Der Eindruck war stark und nachhaltig. Wohl über eine Stunde marschierten die Gruppen aus allen Teilen Deutschlands ein, fröhlich und straff, von begeisterten Rufen begrüßt und begeistert wiedergrüßend. Allein farblich war das Bild von so eigenartiger Schönheit, daß man aus dem Entzücken nicht herauskam. Das riesige, mit frischem grünen Rasen bedeckte Oval der Arena, das Gewimmel der blauen Hemden und Kittel und über allem das herrliche kühne Rot der großen und kleinen Fahnen, von der Sonne durchleuchtet, das ergab einen Zusammenklang, so einfach und kraftvoll, daß man ihn wohl nie vergessen wird.

Und dann der starke Rhythmus der Schreitenden, wie sie die Fahnen mit gestreckten Armen vor sich hertrugen, daß sie an ihren schlanken Stangen hoch über ihnen im Winde flatterten; herrlich, wenn sie mit gleichem Ruck die Trompeten an den Mund setzten und ihre Signale bliesen! Die Reihen kamen nahe an uns vorbei; wir konnten Gesichter und Haltung genau beobachten. Man mußte schon zugeben, daß dies eine wohlgeartete, hoffnungsvolle deutsche Jugend war. Man sah schöne, kräftige Gestalten, entschlossene braune Gesichter, die Haltung war unverkrampft, leicht und natürlich. Ja, das war es wohl, was einen am meisten beglückt gerade in diesen Zeiten, wo man kaum mehr einen Ausweg sieht und jeder jeden Andern am liebsten zerreißen möchte: hier war gesunde, kraftvolle Jugend, fröhlich und selbstbewußt, — aber ohne Haß! Nein wirklich, sie machten keinen verhetzten Eindruck, sie wollten Niemanden an den Kragen, sie strebten ruhig und entschlossen einem innerlich erschauten Ziele zu, sie wollten leben, ein menschenwürdiges Leben, nicht mehr, — wer wollte es wagen, ihnen das zu mißgönnen? Von allen, die dem Aufmarsch in der Arena beiwohnten, sicher Niemand. Und wenn einem der Gedanke kam, daß diese Jugend so schwer zu kämpfen hat wie wohl kaum irgend eine Jugend vorher, daß diese jungen Menschen großenteils zu Fuß, zu Rad, in oft wochenlangem Anmarsch unter Hunger und Entbehrungen jeder Art diesem großen Tag zugestrebt waren, ja, dann mußte man sie wohl beinah lieben!

Zum Schluß sollte natürlich die Internationale gesungen werden. Ich hatte mich darauf besonders gefreut, den ich kannte sie nur bruchstückweise und stellte mir etwas Gewaltiges, Mitreißendes darunter vor, etwa wie die Marseillaise.

Und nun, — es begann und — — es war einfach niederschmetternd! Eine gänzlich banale Melodie, die, auch von Tausenden gesungen, keinerlei Eindruck machen konnte! Das war die Internationale? — Das war ja einfach ein langweiliges Lied, keine Kraft und kein Feuer! Und damit gab sich diese prachtvolle Jugend zufrieden? — So gingen wir mit einer kleinen Enttäuschung nach Hause.

Kurz darauf, am evangelischen Volkstag, machten wir die Versammlung auf dem Römerberg mit. Obwohl ich mich hier als dazugehörig betrachten darf, will ich doch ebenso sachlich zu berichten suchen wie vom Arbeiterjugendtag. Und da muß ich zunächst leider sagen: die evangelische Feier fiel stark ab. Schon allein die Organisation. In der Kirche war uns gesagt worden, die Feier sollte um 3 Uhr stattfinden. Zwischendurch hörten wir aber wieder, es sollte um 12 Uhr sein, und als wir uns gegen zwölf dem Römerberg näherten, merkten wir allerdings an dem Gewimmel, daß hier sofort gefeiert werden sollte. Kleine und größere Trupps von Kindern mit Papierfähnchen, von Jünglingen und jungen Mädchen, auch von feierlich befrackten würdigen Männern, die altmodische goldstrotzende Vereinsfahnen trugen, mündeten von allen Seiten unter Militärmusik auf dem großen Platz, blieben hilflos in der Menge stecken, die Polizisten mußten ihnen Bahn schaffen, dann rückte man wieder ein paar Schritte vor; und wir Zuschauenden mußten uns immer wieder ein bißchen peinlich berührt fragen: Was soll dies Gedrücke nun eigentlich? Warum sind wir hier? Was hat dies alles mit Gott zu tun? Oder wenn nicht mit Gott, was soll es sonst ausdrücken?

Aber die Befreiung kam! Ganz unvermittelt von irgendwoher, hoch und machtvoll setzten die Posaunen ein: „Ein feste Burg ist unser Gott" und die Menge fiel ein. Gleich bei den ersten Takten schauerte es mir heiß den Rücken hinunter, — mein Gott, was ist das für ein Lied, mußte ich denken, während ich ergriffen mitsang, es fährt einem wie mit körperlicher Gewalt in die Glieder, es strafft einen und reißt einen empor, — ja, es scheint fast unmöglich, dies Lied im Sitzen zu singen. Ich sah mir meine Nachbarn an, alles gute Spießer, aber während sie sangen, konnte man den Eindruck gewinnen, in einer Gemeinde von Todgeweihten und Todbereiten zu stehen. „Nehmen sie den Leib ... laß fahren dahin ..." Ja, und ich selbst fühlte, daß es nicht so übermäßig schwer sein könnte, mit diesem Lied auf den Lippen sich köpfen zu lassen! „Das Reich muß uns doch bleiben ..."

Und so gingen wir denn erhobenen Herzens nach Hause, aber das Lied war schuld daran, einzig nur das Lied! Welch ein Glück, daß wir es haben, mußte ich denken, und daß wir immer wieder an dem Lied lebendig spüren können, wie Luther es eigentlich gemeint hat. So oft hört man jetzt sagen, es wäre besser gewesen, Luther wäre nie aufgestanden und wir wären alle im Schoße der großen katholischen Kirche geblieben. Als Laie ist man da oft um eine Antwort verlegen, aber, das Lied im Ohr, muß man sagen: Nein! Denn wer könnte wünschen, daß dies herrlichste, männlichste aller Lieder nicht geschaffen worden wäre? Und wer könnte auch nur den Gedanken fassen, die katholische Kirche hätte es hervorbringen können? Nein, dies ist die Haltung des Protestanten, so stehen wir vor Gott: stolz und demütig, weltoffen und todbereit — da gibt es keine Reue und kein Zurück! Und wenn auch zehnmal bei uns und unserer Kirche nicht alles ist, wie es sein sollte, wenn wir auch träge und feige und mutlos geworden sind, — der Geist kann wiederkommen, ja er muß wiederkommen! Wir haben das Lied, wir sind noch imstande, uns von seiner Kraft durchschauern zu lassen, so ist noch nicht alles verloren.

Später konnten wir nicht umhin, an die Jugend im Stadion zu denken, an ihr schwächliches Lied, das in keiner Weise dieser schönen, hoffnungsvollen Jugend entsprach. Wenn sie „Ein feste Burg" gesungen hätten, mein Gott, man hätte heulen müssen vor Begeisterung! Unsere Versammlung, ja ich kann es nicht anders sagen, sie machte einen schwächlichen, ungeordneten, unbefriedigenden Eindruck. Aber das Lied machte alles wieder gut.

Ist es nun zu kühn, zu hoffen, daß auch jene jungen Leute von der Gewalt dieses Liedes und von dem Geist, den es bezeugt, einmal ergriffen werden könnten? — Ich weiß, viele gute Protestanten, sogar Pfarrer, werden sagen: „Unmöglich!" (und erst recht die Sozialisten!).

Aber ich sage: Entweder ist Christus das Heil der Welt, dann ist er es auch für Sozialisten und Kommunisten, ebenso wie für Neger, Juden und Türken. Oder er ist nicht das Heil der Welt — und damit wäre dann alles verloren.

Wir glauben aber an das Heil der Welt!

Frankfurt a. M. Marie Schenck

„Katholik sein heißt: sich der Disziplin unterwerfen"

Vgl. Wöch. Chron. 18, 885. 20, 984

Friedrich Heiler führt (Der Katholizismus 1923, S. 276) ein Wort Rudolf Sohms über das Wesen des Katholizismus an: „Die Kirche Christi ist ihm eine rechtlich verfaßte Organisation: das Leben der Christenheit mit Gott ist durch das katholische Kirchenrecht geregelt." Und fügt dann hinzu: „Diese rein juristische Wesensdefinition des Katholizismus empfängt die stärkste Stütze durch viele Selbstaussagen und Rechtsansprüche der päpstlichen Hierarchie".

Eine geradezu erbitternde Bestätigung finden diese Worte neuestens in einem Wort des Prager Nuntius Ciriaci im Falle des unfreiwillig zurückgetretenen rühmlichbekannten Prager Erzbischofs Kordac. Daß dem edlen Greis ein schweres Unrecht geschah durch die gemeinsame Treiberei einer chauvinistischen Gruppe von tschechischen Katholiken mit dem Regierungsprälaten Sramek an der Spitze einerseits und des wegen Nichterfüllung sehr unsozialer Wünsche dem Erzbischof abgeneigten Nuntius anderseits, ist sogar eine in der katholischen Presse überwiegend verfochtene Meinung. Im letzten „Hochland"-Heft (Oktober) wird das in einem sehr ruhig gehaltenen Bericht so gut wie erwiesen. Auf den jugendlichen Geistesflug des greisen Erzbischofs singt der Berichterstatter, der noch im September bei Kordac zu Besuch war, ein warm empfundenes Loblied. Es ist auch allgemeine Ueberzeugung, soweit ich sehen kann, daß jenen Geistlichen, die für Kordac (vielleicht in einer zu leidenschaftlichen Form) eintraten, durch die Strafe der Absetzung und Suspension von der Bischofskonferenz, deren spiritus agens Ciriaci war, ein schweres Unrecht geschah. Ebenso der „deutschen Presse". Also ein dreifaches Unrecht ist geschehen.

Die Presse berichtet, daß die romtreuen deutschen Katholiken vom hl. Vater Hilfe erhoffen. Aber Kenner des heutigen Rom lächeln über diese Naivität. Auch Prof. Ude war so naiv — und ward bitter enttäuscht. Man ist überzeugt, daß der hl. Vater schon aus Prestige-Gründen nicht einschreiten kann — selbst wenn er überzeugt wäre, daß sein Nuntius Unrecht hat. Und der Erzbischof wird die Reise zum Papst nicht mehr leisten können wegen seines hohen Alters. Und so wird wohl das dreifache Unrecht ungesühnt bleiben, bis Christus hilft.

Nun kommt in der katholischen Presse eine Selbstverteidigung des Nuntius, die einen rechtlich denkenden, erst gar einen nach evangelischem Christentum ringenden Katholiken einfach anekelt. Der „Tiroler Anzeiger" (das christliche-soziale Tagblatt von Tirol) bringt am 13. Oktober u. a. folgende Worte, die Ciriaci an die Pressevertreter gerichtet habe:

„Dr. Kordac ist vor seiner Resignation zweimal von einem Gehirnschlag heimgesucht worden, konnte also sein Amt nicht mehr voll versehen. Seine Haltung nach der Krankheit (bitte! was ist damit gemeint? daß er von der ihm angetanen Gewalt nicht einfach schwieg? muß man sich von einem „Apostolischen" Nuntius einfach zur Schlachtbank führen lassen wie ein Lamm, das seinen Mund nicht auftut? dann ist dieser Nuntius in bedenklicher Nähe derer, die Jesus getötet haben) zeigte auch klar, daß er nicht mehr bleiben konnte. Die Demission des Erzbischofs Dr. Kordac ist mehr eine Frage der katholischen Disziplin. Katholik sein heißt, sich der Disziplin unterwerfen. Solange ich in Prag sein werde, werde ich für die Einhaltung der katholischen Disziplin arbeiten. Ich selbst habe ein Beispiel von Disziplin gegeben. Ich hätte das Land verlassen können, als man mich in den Zeitungen angriff und vor der Nuntiatur demonstrierte. Aber man hat mich hiehergestellt — und ich bleibe. Die katholische Disziplin ist streng, aber wenn man sie anerkannt hat, muß man sie befolgen."

Nun frage ich, worin unterscheidet sich diese Erklärung von der eines Parteibonzen, der Parteidisziplin predigt? Wie weit ist dieses Kirchenbild des Apostolischen Nuntius abgefallen von jenem lichten Bilde, das Ignatius von Antiochien, der apostolische Vater und Märtyrer, den Römern gezeigt hat: *προκαθημένη τῆς ἀγάπης*, Vorsitzende des Liebesbundes!

Der diese bittere Not euch klagt, ist ein römischer Katholik, sogar ein römisch-katholischer Priester. Der große Heilige, der zugleich evangelischer und römischer Katholik war, der uns Lehrer sein kann wie kein zweiter Heiliger des Abendlandes, Franz von Assisi, schreibt in seiner Regel den Brüdern vor: „Zuversichtlich offenbare einer dem andern seine Not". In dieser Zuversicht habe ich euch dies geklagt, daß ihr mit uns und für uns betet um die Erfüllung des Sehnsuchtstraumes so vieler romtreuer Katholiken: vom papa angelico, pastor angelicus. Daß er endlich frei werde von seinen Nuntien und seiner Kurie: Ab omnibus Nuntiis Apostolicis —, a Curia Romana — libera nos Domine.[1]) Daß endlich nicht mehr die weltliche hierarchia iuris ecclesiastici, sondern die vom hl. Geist durch Handauflegung bestellten Bischöfe in brüderlicher Gemeinschaft mit ihrem obersten Bruder, dem Herren Papst, die Kirche leiten können. Daß kein Apostolischer Nuntius mehr einen Bischof, ja Erzbischof, absetzen könne. Betet mit uns, für uns zu Christus gerade für die römische Kirche: ut ecclesiam tuam regere digneris, te rogamus, audi nos.[2]) Denn der römische Geist ist es im Grund, der auch euch und so viele andere Glieder der Einen heiligen und apostolischen Kirche hinaustrieb aus der sichtbaren Gemeinschaft mit dem sichtbaren Stellvertreter Christi; und der uns romtreuen Katholiken die Luft hier immer unerträglicher macht. Durch wie viele Gesetze sind wir römisch-katholischen Seelsorger behindert an lebendiger Seelsorge! Uns ist der Mund verschlossen — wenn wir nicht diesem römischen Geist zu Willen reden. Darum können wir nur namenlos unsere Not hinausrufen in die Welt. Ich täte es nicht, — für meine Seele würde ja der Schrei zum Himmel genügen zur Rettung aus der Not — wenn ich nicht allen Christen und Menschen unseres Volkes zeigen wollte, daß derartige Stimmen wie die Worte des Nuntius Ciriaci nicht die Stimme der römisch-katholischen Kirche sind. Und trotz aller Not muß ich aus innerem Glauben bekennen: „ich glaube an die Sendung des hl. Vaters Pius XI., das sacramentum unitatis ecclesiasticae zu sein." Nicht durch seine Enzykliken, noch weniger durch das Sacrum Officium, noch weniger durch seine Konkordate und Nuntiaturen, noch weniger durch seine Città del Vaticano — sondern einfach durch sein menschlich liebes Dasein. Nicht als Mensch, sondern als Bischof von Rom, der über den Gräbern der Apostelfürsten seinen Stuhl hat. Wir müssen fest glauben und beten, daß der Nachfolger Petri von der Welt des Apostolischen Stuhles erlöst werde: — wohl kaum einer der alten apostolischen Stühle ist so von der Welt umworben und verdorben worden, wie der Apostolische Stuhl in Rom und ist es noch heute. Wahrlich nicht aus Nörgelsucht schreib ich das, sondern aus der Not meines Glaubens und aus dem Glauben an Christi Wort: „Die Wahrheit wird euch frei machen" und aus Treue gegen seinen Bußruf, der nicht bloß mir persönlich gilt, sondern auch meiner Kirche, deren Sündennot ich als die meine bekenne und sühnen will. Und euch, Brüder und Schwestern, draußen, bitte ich im Namen der vielen Romkatholiken, die ähnlich leiden und glauben wie ich, diese Worte in Glaube und brüderlicher Liebe recht voll zu verstehen und nicht zu mißbrauchen, um nun meinen Glauben an das Amt des Papstes in Rom zu verlachen. Und vor allem bitten wir euch, daß ihr durch euren Glauben und euer Gebet uns das schwere Kreuz des heutigen Rom tragen helfet, damit wir dies Rom gerade dadurch überwinden helfen, daß wir es erleiden. So wie Christus das Gesetz durch das Gesetz getötet hat.

Ein römisch-katholischer Priester

Der St. Elisabeth-Dom

Vielen bekannt und doch ewig fremd, steht seit fast sieben Jahrhunderten im einstigen kulturellen Schwerpunkt Marburgs, auf dem Gebiet des Deutschen Ordens an der nördlichen Pforte zur Marburger Altstadt, die Elisabethkirche. In ihren klaren und strengen Formen ist sie die steinerne und doch so beredte Zeugin einer Zeit, in der, aus tiefstem religiösen Gefühl und hellster Ratio geboren, ein kaum wieder erreichter geistig-künstlerischer Gestaltungsdrang Wirklichkeit wurde.

[1]) Der römischen Allerheiligenlitanei nachgebildet. DH
[2]) Desgleichen. DH

Die politischen und geistigen Kämpfe der Jahrhunderte hinterließen an dem edelsten frühgotischen Dom Deutschlands ihre sichtbaren Spuren. Stile kamen und vergingen. Das Stadtbild Marburgs veränderte sich und nur Eins blieb, allen Zerstörungen und Beraubungen zum Trotz: die klare und doch immer wieder unverstandene Schönheit des Elisabethdomes!

Unverstanden — wie sehr unverstanden, das zeigte die Restaurierung, zu der man sich in der Mitte des vorigen Jahrhunderts nach einer Ueberschwemmung des Inneren der Kirche durch Hochwasser entschloß.

Was alles man damals unwiederbringlich zerstörte, läßt sich heute gar nicht mehr richtig ermessen; wohl aber das, was man an Stil- und Geisteswidrigem in falschem Restaurierungseifer hinzutat. Der mit Zinkblech verkleidete Vierungsturm, der Kruzifixus über dem Kreuzaltar und der „Heiligenwald" aus Steinguß am Lettner stammten aus jener Zeit, in der Professor Lange unter kurhessischer Aegide seinen wohlgemeinten, aber in jeder Hinsicht verfehlten Restaurierungsversuch unternahm. Von den Sünden einer späteren Zeit zeugte die polychrom behandelte Kanzel, die den von seinen Erbauern gewollten und auch erreichten Gesamteindruck des Domes völlig zerriß.

Aus einem mittelalterlichen Dom, der nach dem Geist des Deutschen Ordens sicher niemals falschen Pomp gekannt hat, war etwas geworden, was man bei dem fast unübersehbaren Gemisch von Stilwidrigkeiten gar nicht eindeutig genug charakterisieren kann.

Daß es so nicht bleiben konnte, war allen Einsichtigen seit langem klar. Das „Elisabethjahr" bot die erwünschte Gelegenheit, die Sünden der jüngsten Vergangenheit wieder gutzumachen und die Elisabethkirche wieder zu dem zu machen, was sie einst war: zu dem Dom Deutschlands!

Es ist im Rahmen eines kurzen Berichts nicht möglich, alle Einzelheiten des jetzt fast vollendeten Restaurierungswerkes eingehend zu würdigen; nur das Wichtigste kann — und auch das nur andeutend — herausgegriffen werden.

Als Erstes ist der „Zuckerguß"-Vierungsturm gefallen. An seiner Stelle erhebt sich jetzt wieder die von alten Stichen her bekannte schiefergedeckte schlanke Holzkonstruktion. Bei einer Ueberholung des Daches hat man alle überflüssigen, später zugefügten Zierate beseitigt und schließlich — um das neue Bild des Aeußeren abzuschließen — die „gotisierenden" Außentüren der Seitenschiffe und der Sakristei durch neue, formenstrenge ersetzt.

Grundlegend hat sich das Innere der Kirche gewandelt. Wo früher von Pfeilern und Wänden eine himbeerfarbene Tünche das durch die Fenster eindringende Licht süßlich-nüchtern zurückwarf, leuchtet heute die natürliche warme Farbe des Marburger Sandsteins in seiner wundervollen Maserung.

Der Kruzifixus über dem Lettner, der bisher jeden Ueberblick über den Dom vom Eingang her unmöglich machte, ist verschwunden. Der früher erhöhte Triumphbogen wurde wieder auf seine ursprüngliche Höhe erniedrigt. Der Lettner selbst, ein Schmerzenskind aller Kunstverständigen, wird in Zukunft nicht mehr so stark wie früher das Langschiff von den Chören trennen, was ja in einer evangelischen Kirche gar keinen Sinn haben würde. Ueber dem Tisch des Kreuzaltars wird sich einzig ein Bronze-Kruzifixus von Barlach, der nicht höher ist als die Brüstung des Lettners, erheben. Die beiden einzigen ursprünglichen Lettnerfiguren haben rechts und links von dem Südportal auf niedrigen Wandkonsolen ihren Platz gefunden.

Bei der zu Konservierungszwecken des durch den Holzwurm gefährdeten Elisabeth- und des Katharinenaltars im Elisabethchor stellte es sich heraus, daß die frühgotische, teilweise noch romanische Bemalung der Altarnischen so gut erhalten war, daß man sich mit Recht entschloß, den Altarschreinen Ludwig Juppes einen neuen Platz, und zwar in den Seitenschiffen innerhalb des ersten Pfeilerjochs anzuweisen. So hat man das Aelteste wieder zur Geltung gebracht und das Spätere, künstlerisch Wertvolle, da aufgestellt, wo sein Wert besser als bisher zur Wirkung kommt.

Auch die Figur der Elisabeth, die in der kurhessischen Restaurierung in der Tumba nur „abgestellt" wurde, hat, hoffentlich endgültig, eine Heimstatt im nördlichen Seitenschiff hinter der Kanzel gefunden.

Die Kanzel mit ihrer prunkvollen Haube — beides eine unbegreifliche Gabe des preußischen Staates von 1908! — bot besondere Schwierigkeiten für die Restaurierung. Trotz ihrer bewundernswerten handwerklichen Ausführung hätte man sie wohl am besten ganz beseitigt und in einer anderen Kirche wieder aufgebaut. Da dies nicht anging, hat man sich darauf beschränkt, die Bemalung des Steines abzuwaschen, seine Tönung dem Sandstein anzupassen und die grellen Farben der Haube abzumildern.

Noch manches sonst hat man durchgeführt: die Freilegung alter Schriftbänder an dem Mausoleum und auf Wappenschildern, die Beseitigung überflüssiger und stilwidriger Verzierungen am Gestühl, Vereinfachung der Orgelempore und Anderes mehr.

Aus dieser und jener Einzelheit formt sich im Ganzen das Bild einer Restaurierung, die sich nicht darauf festlegte, technische Unzulänglichkeiten der Vergangenheit künstlich wiederherzustellen oder gar eine nicht in unsere Zeit passende Polychromie zu „renovieren", sondern die nach besten Kräften das geistige Bild eines deutschen Kulturhöhepunktes dem Verständnis einer grundsätzlich veränderten Zeit nahezubringen versucht.

Aus der Elisabethkirche wurde der Dom St. Elisabeths — das ist das erfreuliche Fazit der Restaurierung des Jubiläumsjahres! *)

Marburg Hanns Herrmann

Wöchentliche Chronik

Mehrere Jahreskonferenzen der Bischöflichen Methodistenkirche in Amerika haben einmütig eine Resolution beschlossen, welche Revision des § 231 des Versailler Friedens fordert. Ein Komitee hat sich gebildet für „Friede durch Gerechtigkeit". Sekretäre Prof. Dr. Brightman von Boston und Dr. Hartman, Editor des „Zion Herald".

Der Deutsche Evangelische Kirchenausschuß veröffentlicht eine Kundgebung gegen die Kriegsschuldlüge, die auch sämtlichen deutschen evangelischen Gemeinden des Auslandes sowie den großen internationalen Verbänden zugeleitet wurde und die mit folgenden Worten schließt: „Im Namen aller deutschen evangelischen Kirchen ruft der Deutsche Evangelische Kirchenausschuß die Christenheit der Welt auf, den Kampf gegen den Geist des Hasses und der Lüge mit aller Entschiedenheit aufzunehmen und der Wahrheit und der Gerechtigkeit für unser verleumdetes und mißhandeltes Volk endlich zum Siege zu verhelfen."

Theologie-Studierende im Sommersemester 1931 (verglichen mit Sommersemester 1930): Berlin 839 (649), Tübingen 821 (705), Marburg 518 (426), Halle 483 (413), Erlangen 468 (391), Bonn 467 (353), Leipzig 430 (313), Königsberg 416 (309), Greifswald 414 (367), Göttingen 371 (349), Breslau 345 (218), Heidelberg 299 (249), Münster 292 (232), Rostock 254 (187), Gießen 224 (150), Jena 192 (154), Kiel 127 (117), Wien 183 (132). AELKZ 45

Der Reichsrat hat das Sondergesetz über die Abendruhe am Heiligen Abend angenommen: einheitlicher Ladenschluß ist ½6 Uhr nachmittags. Jedoch darf das Personal noch bis 6 Uhr mit Aufräumungsarbeiten beschäftigt und Ware bis 7 Uhr ausgetragen werden. Gaststätten sind nicht mit einbezogen. EPD

Bei der entscheidenden Abstimmung für das Kabinett Brüning am 16. Oktober (295 gegen 270) haben die 15 Stimmen des Christlichen Volksdienstes den Ausschlag gegeben.

Der Reichsverband der Deutschen Industrie schätzt die Zahl der stellungslosen Akademiker aller Fakultäten in Deutschland für 1934 auf 130 000. FZ 811/3

Devaheim. Der Staatsanwalt hat Voruntersuchung wegen Betrugs, Untreue, Urkundenfälschung und Konkursvergehen beantragt gegen den früheren Aufsichtsratsvorsitzenden D. Cremer, den Prokuristen Ernst Wilhelm Cremer, die früheren Direktoren der Baugenossenschaft des Evangelischen Volksbunds in Mühlheim Jeppel und Kocks, den früheren Bevollmächtigten der Auslandsanleihe des EA, Claussen. Das Verfahren gegen den früheren Direktor Brandes wurde abgetrennt.

Es wird jetzt bekannt, daß zur Finanzierung des Erwerbes der „Täglichen Rundschau" auch ein von D. Cremer vermitteltes Darlehen gegeben worden ist, das durch einen Kapitalbildungsvertrag der Deuzag getilgt werden sollte. VZ 502

Der preußische Evangelische Oberkirchenrat hat den Minister gebeten, sich gegen eine Senkung der Höhenlage der Volksschullehrerbildung einzusetzen und Sorge zu tragen, daß bei der Durchführung von Sparmaßnahmen den Evangelischen Interessen sorgsam Rechnung getragen wird.

Joseph Weißenberg war von dem Redakteur der „Zeitschrift für Volksaufklärung gegen Kurpfuschertum" Werner Preuß „schädlich, gemeingefährlich und schwindelhaft" genannt worden. Das Berufungsgericht hat Preuß freigesprochen, weil der Wahrheitsbeweis als geführt anzusehen sei. VZ 491

In einigen hessischen Gemeinden wurde beschlossen, den Reformationstag als bürgerlichen Feiertag mit durchgehender Sonntagsruhe und kirchlicher Feier wie am Sonntage zu begehen. In Mecklenburg-Schwerin hat das Unterrichtsministerium für den Reformationstag eine Schulfeier nach der dritten Unterrichtsstunde angeordnet.

Der Dekan der Theologischen Fakultät in Halle, Professor Heinzelmann, hat sich gegenüber den Angriffen der Studentenschaft entschieden für Professor Dehn eingesetzt. 27 Ordinarien anderer theologischer Fakultäten gaben öffentliche Erklärungen für Dehn ab. Er begann sein Kolleg unter andauernden Tumulten

*) Ohne der obigen Pointe etwas abbrechen zu wollen: wir hoffen, der Titel „Dom" wird sich nicht einbürgern, und es wird bei der „Elisabethkirche" bleiben. Denn das ästhetische Urteil, das in jenem Lobworte liegt, in Ehren, dieses Haus ist eben niemals domus eines Kirchenfürsten gewesen. R

und Protesten der Studentenschaft. 55 Theologiestudierende belegten. Der Asta (Allgemeiner Studentenausschuß) forderte Rücktritt des Rektors, des Staatswissenschaftlers Aubin.

Das Reichsgericht bestätigt endgültig die Freisprechung von George Groß wegen des „Christus in der Gasmaske".

Der Antrag der freireligiösen Gemeinde in Wiesbaden, die die Rechte einer Körperschaft öffentlichen Rechts erhalten hat, auf einen Sitz in der Schuldeputation ist abgewiesen worden: Nach Lage der Gesetzgebung könnte nur die evangelische und katholische Kirche eine Vertretung in der Schuldeputation beanspruchen.

Das von Kirchenrat D. Kübel bisher herausgegebene kirchliche Wochenblatt „Die Gemeinde" heißt vom 1. November ab „Christliche Freiheit" und wird als Halbmonatsblatt von Pfarrer Wintermann herausgegeben.

Das nach längerem Verbot erst kürzlich wieder erschienene Organ des kommunistischen Freidenkertums „Proletarische Freidenkerstimme" ist wegen hemmungsloser Hetze erneut bis Mitte Januar 1932 verboten worden.

Eine Reihe katholischer literarisch-kultureller Monatsschriften sind eingegangen, darunter „Pflug" und „Orplid", auch die letzte rein literarische Monatsschrift des deutschen Katholizismus, der „Literarische Handweiser" des Herderschen Verlages. Von den Tageszeitungen hat die „Germania" ihren Umfang eingeschränkt.

Der 12. Internationale Altkatholikenkongreß in Wien hat der Interkommunion der altkatholischen Kirchen mit der anglikanischen Kirchengemeinschaft auf Grund der Anerkennung der anglikanischen Weihen zugestimmt. Kbl RefSchw 22

Die niederländische Bibelgesellschaft hat für das Jahr 1932 eine Ausstellung in Utrecht in Aussicht genommen, in der auch die Altkatholiken Hollands aktiv mitwirken, die 1932 das 200. Jahresfest ihrer offiziellen Bibelübersetzung feiern. EPN

Von den 1644 Pastoren der Hervormde Kerk sind 477 modern, 502 mittelparteilich, 765 reformiert-orthodox. Die der Waalsche Kerk sind alle modern. In der Provinz Utrecht gibt es keine modernen; sehr stark sind die modernen in Nordholland und Friesland vertreten.

Der Erzbischof von Canterbury stellt der Heilsarmee seine Kanzel zur Verfügung. VZ 251

Die römisch-katholischen Erzbischöfe Irlands unterstützten das Gesetz zur Unterdrückung illegaler Verbände durch einen Hirtenbrief.

Am 1. Januar 1930 gab es in Polen 17 Abstinenten-Organisationen und 27 andere Vereine zur Bekämpfung des Alkohols. Der polnische Staat hat 1928/29 335 000 Zloty für die Bekämpfung des Alkohols aufgewandt, aber 662 420 000 Zloty aus dem Spiritusmonopol eingenommen. In demselben Jahr wurden in 467 Gemeinden Abstimmungen über das Verbot des Alkohols durchgeführt, von denen 434 positiv ausgefallen, aber nur 2127 wirklich durchgeführt worden sind. PZ

Der Kaiser von Abessinien übersandte der britischen Bibelgesellschaft 2000 Mark und eine goldene Medaille als Anerkennung für die Arbeit in seinem Reich.

Die Generalkonvention der amerikanischen Episkopal-Kirche hat einen neuen Kanon über Ehe und Ehescheidung angenommen, durch den kirchliche Gerichtshöfe eingesetzt werden, die nach Entscheidungen von staatlichen Gerichten über Ehescheidungen die Annullierungen der Ehen vornehmen können: Nur die Glieder solcher annullierten Ehen können wieder getraut werden, wenn sie nicht einmal schon vorher verheiratet waren.

Der Utrechter Missionsverein meldet Fortschritte in Ost-Neuguinea: seit einigen Monaten sind dort 1600 Heiden getauft worden.

Von Personen. Ernannt: Bischof von Königgrätz Dr. Karl Kasper zum Erzbischof von Prag, Bischof von Novisad-Neusatz Irenäus zum Bischof von Sebenico in Dalmatien. Promoviert: Kirchenpräsident Dr. jur. Keßler in Speier zum D. von Leipzig; Professor D. Lang in Halle, F. W. Grosheide in Amsterdam, T. Hoekstra in Kampen und A. Noortzy in Utrecht zu Ehrenprofessoren der reformierten Universität Saro Szatak in Ungarn. Verliehen: dem Begründer des Oberlinhauses in Nowawes Pfarrer D. Theodor Hoppe die Staatsmedaille für Verdienste um die Volksgesundheit. Gestorben: Leiter des Landesvereins für Innere Mission D. Friedrich Gleiß in Neumünster; Missionsinspektor D. Oettli in Basel; Professor Lic. Serini in Warschau; D. Charles W. Wendte in Berkeley, Kalifornien. ESt

Die Not in China

Die Europäische Zentralstelle in Genf teilt uns mit, daß Amerika sich anschickt, zu einer Sammlung von zwölf Millionen Franken für Nahrung und Medizin für die Millionen von Männern, Frauen und Kindern, die in China an Hunger und Krankheit sterben. Drei große Organisationen, die China Famine Relief, das Federal Council der amerikanischen Kirchen und die amerikanische Missionskonferenz organisieren zusammen diese Sammlung. Bereits haben die Regierungen von China und der Vereinigten Staaten, sowie das amerikanische Rote Kreuz vorläufige Hilfe geleistet, um soviele Leben als möglich zu retten. Colonel Lindbergh flog, wie man weiß, über dem überschwemmten Gebiet und berichtet über den Eindruck, daß er der herzzerreißendste seines Lebens sei.

Der Vorsitzende des neuen China Flood Relief ist David A. Brown. Das China Famine Relief in Shanghai telegraphierte nach New-York, daß nach Prüfung der eingegangenen Berichte „die Berichte über das Unglück im allgemeinen weit unter der Wirklichkeit zurückbleiben". Colonel Ströbe, der während neun Jahren Oberingenieur der Kommission für den Yangtzee-Fluß war, sagt, daß das überschwemmte Gebiet, die Größe des ganzen Staates von New-York oder von ganz England besitze. Die ländliche Bevölkerung war in diesem Tale besonders dicht. Der Fluß ist so zu sagen die Landstraße, an der die großen Städte liegen. Man kann sich daher die Größe des Unglücks vorstellen. Jetzt besteht ein Binnensee, der 700 Meilen lang und 50 Meilen breit ist. Ebenso sind 10 000 Quadratmeilen im Huai-River-Becken überschwemmt. Diese beiden Gebiete sind das Herz der landwirtschaftlichen und Handelstätigkeit des Landes.

Die chinesische Hilfstätigkeit ist sehr eifrig und die Regierung ist ihrer Verantwortlichkeit bewußt. Aber beide sind diesem Unglück nicht gewachsen. Fremde Hilfe ist daher nötig. Dr. Brown spricht von einer menschlichen Tragödie, die größer und schrecklicher ist als alles, was bisher die Welt gesehen hat. Sie ist so groß, daß sie uns zwingt, unsere eigenen Sorgen für einen Augenblick zu vergessen. „Die Flut hat Millionen Leben gekostet. Hunger und Krankheit raffen die dahin, die das Wasser verschont hat."

Auf Grund der Stellungnahme der Völkerbundsversammlung bleibt es den Regierungen überlassen, Schritte zur Hilfe zu tun. Ebenso hat sich das Rote Kreuz nun kräftig der Not angenommen, nachdem im letzten Frühling der erste Versuch noch nicht zum Ziele führte. Das gemischte europäische Komitee, das von der Europäischen Zentralstelle im Januar 1931 gebildet wurde, bleibt weiter bestehen, um die nun auf breiter Basis vom Roten Kreuz und eventuell von den Regierungen zu unternehmenden Schritte weiter zu fördern, und nimmt zu diesem Zweck gerne Gaben entgegen. (Postscheck: Europäische Zentralstelle, Zürich VIII 9733. Oder: Professor Rade, Frankfurt a. M. 9807.)

Verschiedenes

Eine sonderbare Berichtigung tut not. Wenn in voriger Nummer Sp. 1002 Mitte gesagt war: „Im Regierungsbezirk Kassel werden von 2700 Lehrern 416 abgebaut" — so hat sich inzwischen herausgestellt, daß nach Absicht der Notverordnung nur 89 (bzw. 95) in Frage kommen. Und das ist nun kein Druckfehler, sondern ein Rechenfehler, nicht vom Kultusministerium, sondern vom Statistischen Landesamt verbrochen. Immerhin hätte man auch im Kultusministerium die Unmöglichkeit dieser Ziffer (aus ihrem Verhältnis zu den Ziffern der andern Provinzen) herausfühlen müssen. Nur durch die Aufmerksamkeit und Zähigkeit der Betroffenen kam der Irrtum zu Tage. Nachdem er zwei und eine halbe Woche lang die schwerste Beunruhigung verursacht hatte. So wird mancher Not durch übereilten Zugriff übel abgeholfen, Satan durch Beelzebub ausgetrieben.

Inzwischen erleidet die preußische Notverordnung eingreifende Verbesserungen. Wohl; aber der Mangel an psychologischem Verständnis, an Fühlung mit dem regierten Volk, den diese eiligen Notverordnungen verraten, sind durch die Not nicht entschuldigt. Möglichkeiten, solche Aufregung zu vermeiden, werden durch die Bürokratie nicht ausgenützt. Man kann doch nicht helfen ohne liebevolles Verständnis. Die endlich erwachte Energie allein tut es nicht.

Durch Nachtrag zur preußischen Notverordnung ist — ausgenommen die Ministerial- und Oberschulräte — der freiwillige Uebertritt in den einstweiligen Ruhestand nach vollendetem 60. Lebensjahr gestattet worden. Dies zu Sp. 1055 f! Man muß abwarten, wieviel Gebrauch davon gemacht wird. R

Verantwortlich: Professor D. Martin Rade, Marburg a. L.

Monatlich zwei Nummern — Im Inland vierteljährlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Halte-gebühr im Inland vierteljährlich fünf Mark, im Auslande fünf Mark plus Porto nach dem jeweiligen Posttarif. Einzelpreis der Nummer 90 Pf. — Anzeigengebühr: die viergespaltene Millimeterzeile 20 Pf., bei sogenannten kleinen Anzeigen (z. B. Stellungsgesuchen) 15 Pf. Größere Anzeigen nach Tarif. — Postscheckkonto Erfurt 4754
Für Schweizer Bezieher: Postscheck Zürich Nr. VIII 12267 — Leopold Klotz Verlag, Sonderkonto Gotha

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 1. Dezember

Dieser Nummer liegen bei: Mein eigener Geschenkbücher-Prospekt, sowie Prospekte von Kaiser, München, und Joh. Spyri der Friedr. Andr. Perthes A.-G., um deren Beachtung gebeten wird

MARTIN LUTHER

Der 118. Psalm

durchgesehen und herausgegeben von W. Heinsius

(Klassische Erbauungsschriften des Protestantismus Nr. 5)

kart. M. 1.80

Der 118. Psalm ist Luthers Lieblingspsalm gewesen. Auf der Feste Coburg schrieb Luther während des Augsburger Reichstages eine vollständige deutsche Auslegung. Diese Auslegung ist ein wundervoller Lobpreis der Macht und Gnade Gottes im demütigen Geständnis der eigenen Ohnmacht und Sündhaftigkeit. Luther hat sich an diesem „Liedlein der Heiligen" selber getröstet in schweren Stunden und den 17. Vers an die Wand seines Zimmers auf der Coburg geschrieben. Aus der Tiefe eigener Angst und Not heraus hat er diese Auslegung geschrieben, in prächtig volkstümlicher, bildhafter Sprache. Sie ist ein herrliches Siegeslied des Glaubens voller Jubel und Trotz wider Welt, Sünde und Tod, ein Bekenntnis zu dem „verworfenen Eckstein" und „gekreuzigten Gott" und wie geschaffen für unsere Tage, in denen auch der Friede in deutschen Landen „an einem seidenen Faden hängt" und es den Anschein hat, „als wolle Christi Reich fallen und untergehen".

MELANCHTHON

Vom erschrockenen Gewissen

durchgesehen und herausgegeben von W. Heinsius

(Klassische Erbauungsschriften des Protestantismus Nr. 6)

kart. M. 1.60

Inhalt: Christlicher und kurzer Unterricht von Vergebung der Sünden und Seligkeit. Eine kurze Vermahnung, daß alle Christen schuldig sind, dem Exempel des bekehrten Schächers nachzufolgen. Eine Trostschrift für alle betrübten Herzen in diesen kümmerlichen Zeiten.
Das „erschrockene Gewissen", als die Haltung des Menschen, der sich unter Christi Kreuz seiner Situation bewußt geworden ist und nichts als die dem Schächer gewährte Gnade begehrt, ist ein Begriff, der uns in Melanchthons Theologie häufig begegnet. Aus vorliegendem Büchlein kann es uns ergreifend deutlich werden, wie die Kirche der Reformation in der Not und Verwirrung unserer Zeit, die so viele Züge letzter Zeit an sich trägt, nur dann eine Verheißung hat, wenn sie das ihr anvertraute Evangelium von der Vergebung, von der barmherzigen Gegenwart Gottes in der Tiefe menschlicher Schuld und Verlorenheit, rein bewahrt.

Nachfolgende Schriften sind früher erschienen in den

Klassischen Erbauungsschriften des Protestantismus

1. Martin Luther: Das Magnificat, kart. M. 1.80
2. „ „ Das Vaterunser, kart. M. 1.80
3. „ „ Sermone vom heiligen Abendmahl, kart. M. 1.50
4. „ „ Des Glaubens Trost und Trutz (Briefe von der Veste Coburg), kart. M. 3.20

CHR. KAISER VERLAG, MÜNCHEN 13

Geschmack und Kultur im Wandel der Zeiten:

Die Soziologie der literarischen Geschmacksbildung

Von Prof. Dr. L. L. Schücking

Zweite, erweiterte Auflage. Gebunden RM 5.60

„Schückings Werk ist eines der klügsten Bücher über Kunst und Kunsturteil, das je geschrieben wurde, und es ist mir eine aufrichtige Freude, es unseren Lesern empfehlen zu können . . . Das Büchlein hat eine außerordentliche Lebensfülle, eine Lebendigkeit, die sich auf allerbreitestem Wissen aufbaut." (Hochwart.)

*

Die europäische Kultur der Neuzeit

Umrißlinien einer Sozial- und Geistesgeschichte

Von Prof. Dr. A. Kleinberg

Mit 16 Tafeln. Geheftet RM. 5.80, gebunden RM. 7.20

„Der Aufbau in seiner imponierenden Geschlossenheit, die ungeheure Fülle des bewältigten Materials, die künstlerische Übersichtlichkeit der Darstellung, die Treffsicherheit der geprägten Wendungen macht die Lektüre zum ungetrübten Genuß." (Bildungsarbeit.)

*

Fr. Schnabel

Freiherr vom Stein

Mit einem Titelbild. In Ganzleinen gebunden RM. 5.—

„Eine Biographie Steins, die höchsten Ruhm verdient. Sie steht insofern einzig da, als sie eine populäre Lebensbeschreibung gibt, die sich jedoch unmittelbar auf das eigene Studium der Dokumente gründet. Schnabels Buch ist ausgezeichnet. Er bezieht sich stets auf die Gegenwart, aber wie behutsam und nie ohne die höchste Delikatesse . . ." (Vossische Zeitung.)

LEIPZIG · B. G. TEUBNER · BERLIN

In 40 Jahren mehrere Millionen Bände!

In 4 Jahrzehnten haben Hunderttausende von Deutschen Wissen und Belehrung aus den Bänden der „Sammlung Göschen" geschöpft. Diese Zahlen müßte man denen entgegenhalten, die sich nur noch von hohen Wirtschaftsziffern beeindrucken lassen, und die ständig vom Niedergang des deutschen Volkes und vom Sinken seines Bildungsbedürfnisses sprechen. Wir alle müssen endlich begreifen, daß nicht allein die Macht des Kapitals siegt: „Der Mensch ist Geist, die Situation des eigentlichen Menschen ist seine geistige". Daß es letzten Endes nur um diese geht, auf sie ankommt, wird uns aus dem neuen Buch des Philosophen Karl Jaspers, „Die geistige Situation der Zeit", mit erschütternder Deutlichkeit klar. Es ist kein Zufall, daß gerade dieses Buch als 1000. Band der „Sammlung Göschen" erschienen ist: Das bedeutet ein ganz bewußtes Programm für die ganze Sammlung, ein erneutes Bekenntnis zu ihrer durch 40 Jahre hindurch bewährten Haltung — der Band selbst ist ein Ultimatum an alle Geistigen! Zur Verinnerlichung und Erhaltung unseres geistigen Gesamtbesitzes muß jeder einzelne durch Schulung seines Denkens und Erweiterung seine Wissens beitragen. Ein Wegweiser dazu kann ihnen heute mehr denn je die „Sammlung Göschen"*) sein mit ihren trotz der Ungunst der Zeiten immer noch erschwinglichen Bänden aus allen Gebieten.

*) Jeder Band in Leinen gebunden RM. 1.80. Systematische sowie auch Gesamtverzeichnisse stehen vom Verlag

Walter de Gruyter & Co., Berlin W 10,
Genthiner Straße 38, kostenlos zur Verfügung.

Auf dringendes Verlangen

aus allen Lagern

erscheint demnächst die Aufsatzreihe „Indologische Randbemerkungen" von **Carl Scharbau** als Sonderdruck mit einem **Schlußaufsatz**, der **nicht** in der „Christlichen Welt" veröffentlicht wird, in kleiner Auflage unter dem Titel:

Mathilde Ludendorffs Verleumdung der Evangelien und die Wahrheit

Preis etwa zwei Mark

Vorbestellungen durch eine Buchhandlung oder direkt sofort erbeten!

Leopold Klotz Verlag
Gotha

Grundlegende Herder-Werke zum Weltverständnis und zur Gegenwartsgestaltung

Geschichte der führenden Völker

Herausgegeben von Heinrich Finke, Hermann Junker, Gustav Schnürer. In 30 handlichen Bänden.

I. Bd.: **Sinn der Geschichte** von J. Bernhart. — **Urgeschichte der Menschheit** von Hugo Obermaier. Mit 14 Bildern im Text und 6 Tafeln. Geheftet 10 M.; in Leinwand 12 M.; in Halbfranz 14.50 M.

II. Bd.: **Geographische Grundlagen der Geschichte** von Hugo Hassinger. Mit 8 Karten. Geh. 8.50 M.; in Leinw. 10.50 M.; in Halbfr. 13 M.

IV. Bd.: **Griechische Geschichte** von Helmut Berve. 1. Hälfte: Von den Anfängen bis Perikles. Mit 2 Plänen im Text und 9 Tafeln. Geheftet 7.50 M.; in Leinwand 9.50 M.; in Halbfranz 12 M.

Dieses großangelegte, wissenschaftlich bedeutende Geschichtswerk ist der ganzen Nation bestimmt. Die großen Linien werden klar gezeichnet. Tendenzfreie Sachlichkeit und plastische Darstellung werden dem Werk nicht nur unter Historikern und Philologen, sondern auch in weiteren Kreisen Gebildeter Freunde. Die politische Geschichte steht im Mittelpunkt, ihre Wirkungen und Beziehungen im kulturellen Leben, namentlich Verfassungs-, Verwaltungs-, Wirtschaftsgeschichte und religiöse Strömungen werden erörtert.

Jährlich erscheinen 4—5 Bände!

Deutsche Kulturgeschichte

Von Friedrich Zoepfl / 2 Bände / Lexikonformat

I. Bd.: **Bis zum Ausgang des Mittelalters.** 608 Seiten. Mit 1 Tafel und 279 Textbildern. In Leinwand 23 M.

II. Bd.: **Vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart.** 784 Seiten. Mit 1 Farbentafel und 293 Textbildern. In Leinwand 28 M.

Wissenschaftlich zuverlässig und doch ohne gelehrte Langatmigkeit wird das gewaltige Gebiet in Einzelschilderungen und Gesamtbildern abgeschritten, wobei Lebendigkeit und Übersichtlichkeit der Darstellung, unpolemische aber klare Beurteilung, wohldurchdachte reiche Bebilderung das Lesen zur ständig sich steigernden Freude machen.

Der Bolschewismus

Einführung in Geschichte und Lehre von Dr. W. Gurian. Geheftet 6.20 M.; geh. u. beschn. 6.80 M.; in Leinwand 8 M.

Gurian geht als erster an das große Problem des Bolschewismus, nicht um es subjektiv zu schildern, sondern um in geschichtlich-gesellschaftlicher Betrachtung den Grund für die prinzipielle Auseinandersetzung mit ihm zu legen.

*

Der Große Herder

Zwölf Bände und ein Weltatlas / Der I. Band: **A** bis **Battenberg** ist erschienen / Bequeme Ratenzahlungen

Was ihn zum zeitgemäßen Lexikon macht: Wissen und Wissensvermittlung sind hier nicht Endziel und einziger Zweck — der neue Lexikontyp leitet in wohldurchdachter Weise zum Können in der Praxis hin, zur Kenntnis und Erkenntnis der Zeitlage auf allen Gebieten des Lebens. Ein Nachschlagewerk und ein Lebensbuch.

Staatslexikon

Herausgegeben von Hermann Sacher

Das Werk umfaßt 5 Bände, bisher sind 4 erschienen, die in Leinwand je 35 M., in Halbfranz je 38 M. kosten.

Das Staatslexikon ist die Erfüllung einer allgemeinen, kulturellen und politischen Notwendigkeit: es pflegt voll Gründlichkeit und Verständnis die Gemeinschaftsideale aller Völker.

Lexikon der Pädagogik der Gegenwart

In Verbindung mit zahlreichen Fachgelehrten herausgegeben vom Deutschen Institut für wissenschaftliche Pädagogik, Münster i. Westf. Leitung der Herausgabe: Dr. Josef Spieler. Das Werk umfaßt 2 Bände.

I. Bd.: **Abendgymnasium — Kinderfreunde.** Mit 12 graphischen Darstellungen. Broschiert 28 M.; in Leinwand 32 M.; in Halbfranz 36 M.

II. Bd.: **Kinderfürsorge** bis **Zukunftspädagogik** erscheint Ende 1931.

Behandelt die ganze Pädagogik in Theorie und Praxis, mit Hilfswissenschaften und Grenzgebieten, unter Herausarbeitung der biologischen, psychologischen, soziologischen, rechtlichen, philosophischen Grundlagen und Berücksichtigung der wichtigen Miterzieher (Kino, Radio usw.).

VERLAG HERDER / FREIBURG IM BREISGAU